BM
530
.K6

Sagen

des

Morgenlandes.

Nach talmudischen und anderen hebräischen Quellen

bearbeitet

und mit Anmerkungen erläutert

von

Julius Kohlarski.

Berlin, 1852.

W. Adolf u. Co.
59. U. d. Linden.

BM530
.K6

Ihrer Hochwohlgeboren

der

Frau Regierungspräsident

Baronin

Jenny von Schleinitz

ehrfurchtsvoll gewidmet.

Du warst es, die mich unverdrossen
Zu neuem Forschen stets erweckt,
Als manches Buch sich mir erschlossen,
Und seine Schätze mir entdeckt.

Und als aus längst verklung'nen Tagen
Ich that der Weisen Sprüche kund,
Da lauschtest Du den alten Sagen,
Den Worten gern aus meinem Mund;

Da lauschtest Du mit Wohlgefallen
Den Worten gern; und alle Zeit
Fand ich in Deines Hauses Hallen
So manchen Hörer gern bereit.

So nimm, was ich gesucht, gefunden,
Was, angeregt durch Deinen Sinn,
Ich nun zum Kranz für Dich gewunden,
Als Dank in diesen Blättern hin!

Vorwort.

Die Zahl der in die weisen Bücher der Hebräer hineingestreuten Sagen ist so groß, daß es schwer wird, alle zu sammeln; auch haben viele derselben nicht für jeden Leser einen gleich entsprechenden Inhalt, weil die alten Lehrer, denen sie ihren Ursprung verdanken, diese Sagen und Parabeln unter die wichtigsten Abhandlungen mischten, wie sie gerade zur Erklärung ihrer Vorträge paßten, ohne sich zu kümmern, ob der Werth des Inhalts ein allgemeiner sei. Die meisten haben jedoch einen

tiefern Gehalt und zeichnen sich durch eine belehrende Moral aus; und solche waren es namentlich, die ich wählte. Ich glaube durch diese Sammlung, die in der Form der einfachsten Prosa geschrieben ist, dem Leser nicht nur eine Unterhaltung, sondern auch einen Einblick in die alten Bücher der Hebräer zu gewähren, welche eine Fülle belehrender Moralsprüche enthalten, die für Jedermann eine Quelle von Trost, Erhebung und Gottvertrauen werden können. In dieser Absicht übergebe ich mein Werk der Nachsicht und dem Wohlwollen des Lesers.

An die Leser.

Ein Pergament aus alten Tagen,
Ein Schatz viel reicher wohl als Gold,
Aus Palästina's Sarkophagen
Liegt vor den Blicken aufgerollt.

Es weht aus ihm der Duft der Palmen,
Wie er geweht in alter Zeit,
Als seine Lieder, seine Psalmen
Der Sänger sang in Freud und Leid.

Es soll nun, was ich aufgefunden
Jüngst in dem heil'gen Pergament,
Der Weisheit Worte Euch bekunden,
Die Lehren aus dem Orient. —

Ein Pergament aus alten Tagen,
Ein Schatz viel reicher wohl als Gold,
Aus Palästina's Sarkophagen,
Liegt vor den Blicken aufgerollt.

O möget Ihr die Brust erschließen
Den Worten aus dem heil'gen Land,
Und möge gute Frucht entsprießen
Dem Samenkorne, das ich fand.

Ich sende Euch vom Carmel nieder
Die Lehren längst verscholl'ner Zeit;
O klängen sie im Herzen wieder
In heut'gen Tagen weit und breit!

Geschrieben zu Bromberg im Mai 1851.

Inhalt.

		Seite
1.	Der König von Syrien ladet Gott zu einem Gastmahle ein.	1
2.	Die Qualen, die uns Eigene und Verwandte zufügen, schmerzen am tiefsten	7
3.	Während wir nach Schätzen suchen, verlieren wir den höchsten Schatz	8
4.	Lerne von einem Heiden, wie Du Vater und Mutter ehren und gerecht handeln sollst	11
5.	Alexander der Große wird durch das Urtheil eines Königs beschämt	13
6.	Berücksichtige beim Wohlthun, welch einem Armen Du hilfst.	18
7.	Kaiser Hadrian und der alte Gärtner	21
8.	Kaiser Hadrian und der Feigenhändler	27

Seite

9. Was dem Noah beim Pflanzen der Weinstöcke begegnete . 32
10. Das Kraut des ewigen Lebens 36
11. Das erste Grab 40
12. Wie Olympia über den Tod Alexanders getröstet wird . . 42
13. Was Gott thut ist wohlgethan 46
14. Der bekehrte Prinz 49
15. Die Einwohner von Sodom und ihr Stadtrichter . . . 55
16. Wie es einem andern Fremden zu Sodom erging . . . 61
17. Wie es dem Eliëser, dem Knechte Abrahams, zu Sodom erging 63
18. Wie die Einwohner von Sodom Wohlthun übten . . . 66
19. Der Segen des sterbenden Rabbi Jochanan 68
20. Alles kann sich zum guten wenden. 71
21. Nicht die Wohlthat, wohl aber die Weise, wie Du sie übst, wird Dir hoch angerechnet 75
22. Der Segen eines Weisen 78
23. Schäme Dich in glücklichen Tagen Deiner alten Freunde nicht 81
24. Alexanders Traum 84
25. Reichthum ist ein großer Schatz, aber Rechtschaffenheit ein noch größerer 88
26. Drei weise Sprüche 90
27. Willst Du eine Wohlthat üben, so übe sie bald, damit Deine Hülfe nicht zu spät kommt 95

Seite

28. Warum ward Moses auserwählt, der Führer einer großen Nation zu werden 99

29. Dem Lebenden lacht die Hoffnung alle Zeit 101

30. Der Fürst und der Schäfer 106

31. Die Armuth 109

32. Der Weise und die Prinzessin 114

33. Die Ehescheidung 117

34. Die Freunde des Menschen 122

35. Das Geschenk der Unsterblichen 127

36. Ein tugendhaftes Weib ist der Trost ihres Mannes und der größte Schatz dieser Erde 132

37. Der Geizige 135

38. Die Ungerechtigkeit ist immer eine Gefährtin der Lüge . . 145

39. Die Größe Gottes ist in jedem seiner Werke zu erkennen. 148

40. Die Sanftmuth des Hillel 150

41. Hillel lehrt einem Heiden die Gesetze seines Volkes in einem einzigen Spruche. 155

42. Hillel als Schüler 157

43. Jede Tugend ist so hoch anzuschlagen wie Wissenschaft und Gelehrsamkeit 159

44. Terah und Abraham 162

45. Nimrod und Abraham 165

46. Hilf Deinem Bruder und Gott wird Dir am Tage des Gerichtes gnädig sein 168

Seite

47. Verachte kein Geschöpf Gottes, denn es erschafft sich nicht selber 171

48. Sei barmherzig gegen Thiere 175

49. Du sollst keinen Meineid schwören 177

50. Der König Monabazes 184

I.

Der König von Syrien ladet Gott zu einem Gastmahl ein.

Die Könige von Syrien hatten im Kampfe mit den Königen Aegyptens die Herrschaft über Paläſtina errungen; denn nach der Rückkehr aus der Gefangenſchaft zu Babel war das Land ein ewiger Kampfplatz dieſer beiden Königreiche, bis Syrien zuletzt obſiegte und gegen ſchweren Tribut dem Volke Paläſtina's geſtattete, dem unſichtbaren Gotte zu dienen.

Bei ſeinem Aufenthalte in Paläſtina ließ einſt ein ſyriſcher König den Hohenprieſter zu ſich laden und ließe ſich von ihm von der wunderbaren Macht ſeines Gottes erzählen.

Der Hoheprieſter pries die Größe ſeines Schöpfers in Ehrfurcht und Andacht und freute ſich über die Aufmerkſamkeit des Fürſten.

Endlich ſprach dieſer: „Dein Gott iſt groß und mächtig, ich ehre ihn; aber ſiehe, er hat durch mich ſein Volk beſiegen laſſen, ich glaube alſo, daß meine Macht nicht unbedeutend iſt, und daß ich gleichfalls verdiene, geehrt zu werden. Ich will Deinem Gotte ein herrliches Mahl bereiten, damit er ſich überzeuge, wie ich ihn achte! Niemand würde es unterlaſſen, meiner Einladung zu folgen; alſo ſorge, daß Dein Gott bei meinem Feſte erſcheine!“

Der Hoheprieſter zitterte; er wollte ſprechen, aber der König ſprach ſtreng: „Sorge, daß Dein Gott bei meinem Feſte erſcheine! Ich habe viele Deines Volks geſchlachtet; aber den Reſt habe ich gnadenvoll leben laſſen und ihm erlaubt ſeinem Gotte zu dienen! Bete zu dieſem Gotte, daß er meine Tafel nicht verſchmähe, oder fürchte meinen Zorn; ich vernichte den Tempel und den Reſt Deines Volkes!“

Der Prieſter wagte nicht zu ſprechen, ſein Auge blickte empor zum Himmel und ſeine Lippen bewegten ſich leiſe wie zum Gebet. Furcht und Grauen hatten ihn er-

griffen und stumm und schweigend hörte er, wie der Fürst Befehle gab, ein herrliches Mahl am Ufer des Meeres, in der Nähe eines Palmen- und Myrthenhaines, zu bereiten. Er hörte, wie der Fürst ihm befahl, des andern Tages am bestimmten Platze zur Mittagszeit zu erscheinen.

Da sah man Tausende von Arbeitern sich geschäftig rühren; man ebnete den Platz und bedeckte ihn mit kostbaren silber- und golddurchstickten Decken. Man brachte Tische und Gefäße von Gold und Elfenbein; alle Pracht der Erde schmückte die Tafel am Meeresstrand, welche mit allen Herrlichkeiten bedeckt war, die das Auge entzücken. Aus Gold- und Marmorvasen erhoben sich die üppigsten Blumen und Blüthen und verbreiteten rings umher einen balsamischen Duft. Die herrlichsten Früchte prangen in schimmernden Gefäßen. Die goldne Sonne bestrahlte und beglänzte alle die Schönheit, die sich den Blicken offenbarte, und der Wind wehete vom Myrtenhaine nach dem Meere mit leisem Dufthauche hinüber.

Aber alle diese Schönheit wurde von dem reichen prächtigen Throne überstrahlt, der sich in einiger Entfernung von der Tafel hoch erhob. Er war von Gold und Elfenbein, und blitzte von Edelsteinen und Perlen des Meeres.

Auf diesem Throne saß der König und sah herab auf die Pracht der Tafel und auf die weißen schimmernden Meereswellen, die von der Sonne bestrahlt, wie schwimmende Silbermassen blitzten und glänzten.

Zu seinen Füßen stand der Priester stumm betend in tiefe Andacht versunken. Er sah nicht auf die zauberische Pracht, die sich vor ihm ausbreitete am Meeresstrande, nicht auf den reichen Thron, ja selbst nicht auf den Fürsten, der seinen Gott versuchen wollte.

Endlich sprach der König zu dem Priester: „Das Mahl ist bereitet! Haben je Sterbliche ein so prächtiges einem staubgeborenen Fürsten geboten? Niemals! Die Pracht ist allein für einen Gott! Ich biete sie ihm allein! Sieh' hin, am Saume des Palmenwaldes stehen meine Musikmeister; wenn ich das Zeichen gebe, beginnt ihr Spiel und mit ihm das Mahl! Nun bete, daß Dein Gott erscheine, damit ich den Tempel und den Rest Deines Volks nicht vernichte! Bete! Es ist eine herrliche Tafel, und kein Gott darf sich ihrer schämen! Bete, Priester!"

Und der König gab das Zeichen, und ein herrliches Spiel mit Trompeten, Pauken und Zinken begann, Jubel

herrschte unter der Masse des entfernt stehenden, schaulustigen Volkes. Alles blickte gespannt auf die Tafel und auf den König.

Dieser aber sah auf den Priester, der knieend mit emporgehobenen Händen zum Himmel blickte und leise betete zum Gotte seines Volkes.

Niemand hörte was er sprach. Die goldene Sonne beschien leuchtend den betenden Greis, und vom Myrtenhaine her wehte mit süßem Dufte lind und leise der Wind; dann wurde er etwas stärker. Es wirbelte und kräuselte in der Luft, die Sonnenstrahlen zitterten und schwankten und ein mächtiger Windstoß trieb plötzlich Tische, Stühle, die Prachtgefäße von Gold und Erz und alle Herrlichkeiten in's Meer; — und die Wellen bespülten bald das weite, leere, sandige Ufer.

Der König zitterte auf dem Throne. Er wandte sich zu dem Priester: „Was bedeutet dies?", rief er entsetzt.

Da erhob sich rasch der Greis: „Mein Gott naht! sprach er. Sein Diener kommt, es ist der Sturm; er hat vor seinem allmächtigen Herrn und Gott nur den Raum gesäubert!"

Der König erblaſſte; er fürchtete, ein zweiter Stoß könnte ihn und ſeinen Thron in's Meer wehen, und er ſtieg ſchnell herab und rief:

„Mag er bleiben! Die Gewalt ſeines Dieners iſt groß; ich habe mich überzeugt; wie groß mag die Gewalt des Herrn ſein?“

Und er ging eiligſt von dannen; nur der Prieſter blieb und dankte ſeinem Gott!

II.

Die Qualen, die uns Eigene und Verwandte zufügen, schmerzen am tiefsten.

Einst lag ein Stück Gold in einer Schmiede neben einem Stück Eisen, auf welches der Schmied fleißig schlug und hämmerte. Da sprach das Gold zu dem Eisen:

Warum ächzt Du so sehr? Warum stöhnst Du und schreist?

Siehst Du nicht, erwiederte das Eisen, wie der Hammer des Schmieds auf mich schlägt?

Auch auf mich fällt sein Hammer, nahm das Gold das Wort; aber ich ächze und schreie nicht, und ertrage geduldig seine Schläge.

Ei, seufzte das Eisen, warum sollst Du auch jammern und klagen, es ist etwas Fremdes, das Dich peinigt, mich aber schlägt der Hammer, der von Eisen ist wie ich es bin; es ist mein eigener Bruder, der mich schlägt, darum seufze ich und schreie auf.

III.

Während wir nach Schätzen suchen, verlieren wir den höchsten Schatz.

„Ein Dieb brach in einen Palast ein. Sein Fuß blieb gefesselt beim Anblick der herrlichen Kostbarkeiten, welche sich seinen Augen darboten. Er schwelgte im Genusse des Anschauens so vieler Prachtgefäße von Silber und Gold, daß die Wahl des Gegenstandes, den er ergreifen sollte, ihm schwer ward. Hier blitzte ihm ein großer Edelstein, in eine Krone gefasst, entgegen; dort schimmerten leuchtende Diamanten aus einem Diadem von Gold! Ueberall Glanz und Pracht, wo er die Blicke hinwandte! Er streckte schon einige Male die gierigen Hände nach einem Schatze aus, aber immer zog er sie wieder zurück, denn ein noch glanzvollerer Gegenstand lockte seine sündhafte Habgier. Endlich erblickt er noch eine Thür; er stürzt durch dieselbe in ein anderes Zimmer. Ist es Schein oder Trug, was er

erblickt? Nein! Alle Reichthümer der Welt scheinen hier aufgehäuft! Tische, Stühle, Armleuchter und Vasen prangen von gediegenem Golde, verziert durch die kostbarsten Edelsteine und Perlen. Alles schimmert wie in einem Feenreiche und sein Auge schwelgt trunken in dem Anblicke so vieler herrlich strahlender Prachtstücke. Aber der Dieb weilt nicht lange in diesen Räumen des Glanzes. Er stürzt entzückt von Gemach zu Gemach. Nie gesehene Herrlichkeiten bieten sich seinen Blicken dar. Er ist noch immer im Kampfe mit sich selbst und weiß nicht, was er ergreifen soll. Da hört er laute Schritte auf dem Steinpflaster vor dem Palaste. Er hört die Wache ihre Kameraden anrufen. Der Tag ist hereingebrochen, der Dieb muß an seine Rettung denken, und mit Zurücklassung aller Schätze, ist er froh, das nackte Leben retten zu können."

So erzählte der Rabbi und sah schweigend auf seine Zuhörer. Als diese zu ihm emporblickten, fuhr er fort: „So ist der Mensch! Gott der Allmächtige schenkt ihm das Leben. Er tritt in die Welt, in den reichsten und herrlichsten Palast. Giebt es Schöneres als das Leben und das Sein auf dieser prachterfüllten Erde mit ihren grünen Bergen und ihrer glanzvoll strahlenden Sonne? Aber der Mensch stürzt von Genuß zu Genuß und von

Freude zur Freude. Der Besitz des einen Gutes läßt ihn schon mit Unzufriedenheit das andere begehren. Nicht weiß er, was er ergreifen und erfassen soll für sein Dasein. Wie der Dieb wirft er die Perlen fort, um Diamanten zu ergreifen. Tugend und Gerechtigkeit, Nächstenliebe und Duldung, Wohlthun und frommer Lebenswandel bleiben weit hinter der Sehnsucht nach lachenden Freuden zurück. Und während er gierig nacheilt den Genüssen des reichen, von aller Herrlichkeit erfüllten Lebens, kommt über ihn der Tod, wie der Tag über den Dieb, und er tritt vor den allmächtigen Schöpfer, nackt wie er in's Leben trat, ohne die Schätze, die ihm die Welt geboten, mit leerer, unzufriedener Seele über die verlorenen Tage, über das verlorene Leben!"

IV.

Lerne von einem Heiden, wie du Vater und Mutter ehren und gerecht handeln sollst.

Der Hoheprieſter verlor einſt aus ſeinem prachtvollen Obergewande einen Edelſtein, und man mußte ſich bemühen, einen andern zu erlangen, um den fehlenden Schmuck zu erſetzen. Man erfuhr nach langem Suchen, daß Damah, ein Heide, im Beſitze eines ſolchen ſei, und die Prieſter begaben ſich zu demſelben.

Sie ſprachen: „Wir hörten, daß Du im Beſitze eines Diamanten biſt, den wir zu dem Kleide des Hohenprieſters brauchen; wenn dieſer Stein der paſſende iſt, dann geben wir Dir für denſelben fünfhundert Goldſtücke.“

Damah war mit der Summe zufrieden und wollte ſich in ein zweites Zimmer begeben, um den Stein zu holen. Auf der Schwelle aber ward ſein Fuß gehemmt; er blieb plötzlich ſtehen und wandte ſich zurück.

Die Priester glaubten, daß er mit dem Preise nicht zufrieden sei und sprachen:

„Du zögerst? Wir geben Dir sechshundert Goldstücke für Deinrn Stein!"

„Still, rief Damah, mein Vater schläft in diesem Zimmer; ich kann Euch jetzt den Stein nicht geben und wenn ihr mir das Doppelte bieten würdet, ich kann meinen Vater nicht im Schlafe stören!"

Die Priester blieben in Ehrfurcht vor dem Heiden stehen, verhielten sich ruhig und warteten bis der Vater des Damah erwachte.

Dieser holte nun aus dem Zimmer den Diamanten und als die Priester sich überzeugten, daß er ihrem Wunsche entspreche, zählten sie dem Damah sechshundert Goldstücke hin. Damah aber wies einhundert zurück und sagte:

„Ich war mit der mir zuerst gebotenen Summe zufrieden, wenn ich mehr nähme, würde ich glauben, daß ich mir die Ehrfurcht vor meinem Vater habe bezahlen lassen, die Ehrfurcht, die ich ihm schulde bis zum Tode."

Der älteste Priester segnete den frommen Mann und sprach zu den jüngeren: „Lernet von einem Heiden Euern Vater und Eure Mutter ehren und gerecht handeln auf Erden."

V.

Alexander der Große wird durch das Urtheil eines Königs beschämt.

Alexander hörte einst von einem überaus glücklichen Lande. Es hatte die sonderbarsten Sitten, kannte den Krieg nicht und lebte mit seinen Nachbaren in ewigem Frieden. Es verachtete Schätze und Gold, und Mäßigkeit und Einfachheit zierten die Fürsten, wie den niederen Mann. Von Neugierde getrieben, machte sich Alexander auf, dasselbe kennen zu lernen, und ließ sich bei seiner Ankunft zu dem Beherrscher des glücklichen Reiches führen. Er fand ihn in einer Hütte, umgeben von wenigen Personen, welche sich bemühten, den fremden Fürsten auf Befehl ihres Landesherrn gastlich zu bewirthen.

Alexander, der auf Alles aufmerksam war, überzeugte sich bald, daß die ihm vorgesetzten Früchte, Feigen, Aepfel, Datteln und Kuchen, von Gold waren, und war

nicht wenig erstaunt darüber. Er wandte sich an den Fürsten und sprach:

„Ich hörte viel sprechen von Euern sonderbaren Sitten und ich überzeuge mich jetzt selbst, daß sie ganz eigenthümlich und fremd sind; — Ihr speist hier Gold?"

„Nein," antwortete der Fürst, „und Ihr?"

„Wir auch nicht," — sprach Alexander.

„Ihr speist also gewöhnliche Früchte?" fragte der Fürst.

„Allerdings!" entgegnete Alexander.

„Da hatte ich doch recht," sprach der Fürst, „Dir Gold vorsetzen zu lassen; denn wenn Ihr natürliche Früchte speist, und diese besitzet, was kann Dich wohl sonst bewogen haben in unser Land zu kommen, als die Lust nach Gold und Schätzen?"

„O nein," sprach Alexander, „einzig war es das Verlangen, Eure Sitten und Gewohnheiten kennen zu lernen! Ich hörte viel Schönes und Tugendhaftes von Euch; — Gold besitzen wir genug."

„Niemand," sprach der Fürst, „ist uns zu viel, es soll mich freuen, Dich eine lange Zeit bewirthen zu können; Du bist mein willkommner Gast!"

Während er ihm freundlich die Hand reichte, erschie-

nen zwei Männer; sie kamen, um von ihrem Fürsten einen Rechtsstreit schlichten zu lassen.

Alsbald ließ der Fürst die Beiden vortreten und hörte im Beisein Aller die Klagen des Einen an.

„Ich habe," sprach der Kläger, „von diesem meinem Freunde ein Stück Ackerland gekauft; als ich auf demselben pflügte, fand ich einen reichen Schatz. Da ich aber nur den Acker gekauft habe, kann ich den Schatz nicht behalten; mein Freund will ihn aber nicht nehmen und mein Gewissen empfindet die härteste Pein."

Der Fürst fragte hierauf den Andern, warum er das Geld nicht nehmen wolle.

„Ich," erwiderte Dieser, „ich fühle, daß es ungerecht von mir wäre, wenn ich den Schatz annähme, der mir nicht gehört; ich habe das Feld in seinem ganzen Umfange verkauft, folglich gehört dem Käufer Alles was sich in dem Boden desselben befindet."

Beide beharrten bei ihrer Aussage, und Keiner wollte Herr des Schatzes sein; — der Fürst besann sich eine kurze Zeit.

„Ich denke," sprach er dann, „daß dieser Streit sich recht gut schlichten lasse! Ihr habt Beide Kinder! Du hast einen Sohn," sprach er zu dem Einen, „und Du

hast eine Tochter," wandte er sich an den Andern; „ich denke, daß die beiden jungen Leute einander heirathen, und dies ist mein Urtheil!" — Die Beiden waren sehr zufrieden und entfernten sich.

Der Fürst bemerkte das Erstaunen Alexanders und befragte ihn, ob auch ihm dieser Urtheilsspruch gefalle? —

„Allerdings," erwiderte er, „obschon wir bei uns ganz anders verfahren würden."

„Und wie," fragte der Fürst, „würde das Urtheil bei Euch ausgefallen sein?"

„Nun," sprach Alexander, „Männer, die sich um einen Schatz streiten, in der Art, daß sie ihn für eine Bürde betrachten, würden wir als nicht vernünftig einsperren und das Gold fiele dem Schatze des Königs anheim!"

„Ist das Dein Ernst?" fragte der Fürst, „das Gold fiele in der That dem königlichen Schatze zu?"

„Ja wohl;" sprach Alexander.

„Sprich!" nahm der Fürst das Wort, scheint die Sonne in Euerm Lande?"

„Ja wohl!"

„Es regnet auch dort?"

„Allerdings!"

„Wächst Kraut und Gras und leben Thiere bei Euch, die sich davon ernähren?“

„Ja wohl, recht viele!“

„So läßt,“ sprach der Fürst ernst, „der allgütige Gott den Regen vom Himmel fallen und die herrliche Sonne hernieder scheinen der Kräuter und der unschuldigen Thiere halber, aber nicht der Menschen wegen, die dort leben!“

VI.

Berücksichtige beim Wohlthun, welch einem Armen Du hilfst.

Mar Ukba, der berühmte, weise und reiche Rabbi, verwandte seine gesammelten Schätze nicht für sein Haus und für üppiges Wohlleben, sondern unterstützte mit seiner Habe jeden Armen und Dürftigen. Der größte Theil der letzteren durfte niemals den Namen des Wohlthäters erfahren, weil er befürchtete, daß diese Menschen sich schämen würden. Er ging selbst verhüllt in die Hütten und Häuser der Armuth, und spendete je nachdem es die Noth erforderte. Er verdoppelte aber seine Gaben, wenn ein Festtag gefeiert wurde, um auch den Armen einen Tag der Freude zu bereiten! Er weidete sich alsdann unerkannt an dem Glücke dieser Menschen und fühlte sich glücklich bei ihrer Behaglichkeit und ihrem Frohsinne.

Einst sandte er, wie dies jährlich geschah, einen Tag vor dem Versöhnungsfeste, vierhundet Gulden einem Armen durch seinen Sohn. Dieser kam zurück und sprach:

„Lieber Vater, Du wirst gewiß recht böse sein und mir zürnen!"

„Warum mein Sohn?" fragte der Vater.

„Weil ich dem Mann das Geld gegeben habe", — erwiederte der Sohn.

„Nun, sprach der Vater, Du brachtest ihm ja schon oft die gleiche Summe."

„Aber, erwiederte der Sohn, ich habe mich überzeugt, daß der Mann Deine Gabe nicht verdient!"

„Wirklich? fragte der Vater, woher nahmst Du die Ueberzeugung?"

„Ich fand, sprach der Sohn, Besuch bei dem Manne; er reichte dem Fremden alten Wein!"

„War es wirklich alter Wein?" — fragte der Vater.

„Ja wohl! alter, theurer Wein! Man bot mir auch einen Becher, und ich weiß daher, daß er sehr alt und theuer sein muß."

„Und ich, fragte der Vater, sollte böse sein, daß Du ihm das Geld gegeben hast?"

„Allerdings, erwiederte der Sohn, da der Mann ver-

schwenderisch mit Deiner Habe umgeht, Besuche empfängt und alten, theuren Wein trinkt!"

„Und deshalb, fragte der Vater, soll ich ihm meine Gabe entziehen? — Wisse mein Sohn, daß dieser Mann mir wohlbekannt ist; er hat in Glanz und Wohlstand gelebt, der Himmel hat ihm seine Habe genommen! Er hat einst die schönsten Tage genossen und theilte selber reiche Gaben aus! Er ist des Guten gewohnt, und ich weiß nicht, wie er sich in seine unglückliche Lage finden kann.

Gehe lieber Sohn, bringe ihm noch vierhundert Gulden, er soll fortan jährlich das Doppelte erhalten!"

VII.

Kaiser Hadrian und der alte Gärtner.

Vier und sechzig Jahre nach der Zerstörung des Tempels durch Titus erschien Hadrian in Judaea, um die letzte, größte nationale Erhebung der jüdischen Nation zu unterdrücken. Die Geschichte hat uns die grausamsten Thaten dieses Kaisers aufbehalten; selbst die römischen Schriftsteller haben sie uns nicht verschwiegen. Es ist jedoch ein höchst edler Zug aus seinem Leben bekannt geworden:

Als der Kaiser Hadrian sich am See Tiberias befand, und eines Tages mit seinem Gefolge das Gefilde durchstreifte, fand er einen Greis von sehr ehrwürdigem Aussehen und blieb vor ihm stehen. Der hochbetagte Mann war mit einer schweren Arbeit beschäftigt: er warf Erde aus, um, wie es schien, etwas in den Boden zu pflanzen.

„Du scheinst sehr alt, redete ihn der Kaiser an, bist Du nicht höchst betrübt darüber, in Deinem Alter so schwere Arbeit verrichten zu müssen?

„O nein, erwiederte der Greis; Ich thue diese Arbeit gern, sie macht mir Vergnügen!"

„Und was beabsichtigst Du mit dem Auswerfen der Erde?" fragte der Kaiser.

„Ich will, anwortete der alte Mann, Feigenbäume pflanzen."

„Du bist so hoch betagt, nahm Hadrian das Wort: glaubst Du die Früchte dieser Bäume noch zu erleben?"

„Der Himmel, sprach der Greis, hat mich hundert Jahre alt werden lassen, er kann mir noch drei Jahre schenken, dann tragen die Bäume Früchte und ich kann sie noch genießen! Und, fuhr er eifriger fort, wenn mich der Himmel vor dieser Zeit fortrufen sollte, so habe ich die Bäume für meine Kinder, Enkel und Nachkommen gepflanzt, wie meine Vorfahren dies für ihre Söhne und Enkel gethan. Darauf verneigte sich der Greis, holte die kleinen Pflanzen herbei und arbeitete ruhig fort.

Der Kaiser aber, durchdrungen von Ehrfurcht vor dem Greise, sprach huldvoll zu ihm:

„Ich bin der Kaiser Hadrian! Mich hat Dein

Schaffen und Denken erfreut! Wenn Du so glücklich sein solltest, die Früchte von den Bäumen, die Du hier gepflanzt, genießen zu können, — wenn Dir der Himmel also noch so viele Jahre schenken sollte, dann sende mir einige von diesen Feigen; und laß mich wissen, wie es Dir geht!"

Der Greis blickte den Kaiser ruhig an, erfreut im Innern über seine Herablassnng, nnd sah, wie er sich endlich mit seinem Gefolge entfernte.

Die Sonne schien glänzend herab auf den greisen Gärtner, die Vögel sangen in den Lüften und die Blüthen dufteten; dieser aber vollendete sein Tagewerk, und als die Sonne niedersank, verrichtete er seine Andacht und ging heim. —

Der Himmel aber schenkte dem Mann noch drei Jahre; und die jungen Bäumchen waren emporgeschossen und blühten zur Freude des alten Mannes, und er genoß ihre Früchte.

Da fielen ihm die Worte des Kaisers ein, und er ging hinaus zu seinen Bäumen, die er gepflanzt. Die Sonne schien wieder glänzend herab wie vor drei Jahren, die Vögel sangen in den Lüften und die Blüthen dufteten; die alten Berge waren grün und der Himmel hellblau. Und er nahm ein Körbchen, legte Blätter in dasselbe und

füllte es mit Feigen. Dann kleidete er sich sauber an und begab sich nach Antiochien, dem Aufenthaltsorte des Kaisers.

Das schneeweiße Haar des Greises flößte Jedermann Ehrfurcht ein und auch dem Kaiser. Er erkannte zwar nicht den Mann aus Tiberias, denn sein Rücken war mehr gekrümmt als vor drei Jahren und das Gesicht hatte sich mehr gefaltet; aber die greise Gestalt hatte zu viel Ehrfurchtgebietendes, und als der Kaiser sie erblickte, ließ er den Mann sofort in sein Gemach eintreten, nahm ihn freundlich auf und fragte nach seinem Begehren.

Der alte Gärtner nahm das Körbchen voller Feigen und setzte es vor den Kaiser nieder.

„Du bringst mir etwas?" fragte dieser.

„Ich bringe, sprach der Greis, die Früchte der Bäume, die Du einst von mir bei Tiberias pflanzen sahst. Du zweifeltest, daß ich, ein hochbetagter Mann, das Reifen der Früchte erleben werde, und hast damals den Wunsch geäußert, von mir nach Ablauf von drei Jahren etwas zu hören. Siehe, großer Kaiser, der Himmel hat mich die Ernte meiner Saat erleben lassen; ich bringe Dir einige Früchte von den Bäumen, die ich pflanzte! Du warst so freundlich und herablassend gegen mich; ich kam

hierher mit dem Gefühle des tiefsten Dankes für Roma's großen Kaiser. Erlaube, daß ich Dich bitte, diese Früchte von mir anzunehmen!"

Der Kaiser war erstaunt und erfreut über den alten Mann und sein Geschenk; er erinnerte sich sehr wohl, wie er ihn zu Tiberias fand. Er mußte mehrere Stunden bei ihm verweilen, und Hadrian unterhielt sich während der ganzen Zeit mit ihm. Dann aber ließ er ihm das Körbchen mit Goldstücken füllen, mit so vielen als es fassen konnte, und sorgte mit jeder Aufmerksamkeit für ihn.

Die Höflinge aber flüsterten unter einander und sahen ungern auf die Huld und die Gnade, denn der Kaiser hatte, außer dem Geschenke, dem Manne die Ehre erwiesen, ihn neben sich sitzen zu lassen, und ihm oft die Hand zu reichen.

Als sie ihr Befremden über das Benehmen des Kaisers laut äußereen, fragte sie dieser:

„Was befremdet Euch und was setzt Euch in Erstaunen?"

Da erwiederte einer der Höflinge, der Augenzeuge seines Benehmens gegen den Greis war:

„Wir sind erstaunt, wie Du, o großer Kaiser, einem so geringen Manne so viel Aufmerksamkeit und Ehre für ein Körbchen Feigen schenken kannst!"

Da wurde der Kaiser ernst und sprach:

„Der allmächtige Gott hat diesen Greis beglückt; er hat ihn ein so hohes Alter erleben lassen und so hoch geehrt, soll ich, ein Mensch, ihn nicht auch ehren? Seht sein greises Haar; fordert es nicht Jedermann zur Ehrfurcht auf?"

Die Höflinge schwiegen, der Greis aber wanderte heim und weilte bei seinen Feigenbäumen. Die Sonne schien hell, die Vögel sangen und die Blüthen dufteten. Er sah nach den grünen Bergen und dem blauen Himmel und dankte dem Schöpfer für die Gnade, die er ihm erwiesen hatte. —

VIII.

Hadrian und der Feigenhändler.

Fortsetzung des Vorigen.

Als der greise Gärtner heimgekehrt war, verbreitete sich alsbald das Gerücht von der Huld des Kaisers gegen denselben in die ganze Umgegend. Freunde und Bekannte, namentlich aber viele Frauen eilten zu dem Gärtner und ließen ihn von seinem Glücke erzählen. Viele bezeugten eine ungeheuchelte Freude und Theilnahme, aber auch der Neid und die Habsucht erwachten zu gleicher Zeit in der Brust mancher Anwesenden. Vor Allen war es eine geizige Frau, die mit Scheelsucht auf das Glück des Alten sah. Sie dachte nach, wie wohl ein gleicher Schatz zu erhaschen sei, und hatte bald, wie sie glaubte,

einen guten Plan ersonnen. Sie eilte ihrer Behausung zu, und herrschte ihren Gatten mit folgenden Worten an:

„Wie? Du sitzest hier ruhig in Faulheit und Trägheit, indeß Deine Nachbaren Schätze sammeln und reich werden?"

Der Mann antwortete:

„Ich habe zwar gehört, daß unser Nachbar, der alte Gärtner, ein großes Geschenk an Gold erhalten habe; aber er ist auch nur der einzige Mann, dem dieses Glück zu Theil wurde! Der Kaiser ist ihm hold gewesen, wer weiß warum?"

„Weil er ihm ein Körbchen mit Feigen gebracht hat, lärmte die Frau! Hörst Du? Feigen hat der Kaiser ihm so theuer bezahlt! Und Du kannst dies ruhig hören und müssig bleiben?"

„Und was soll ich beginnen?" fragte geduldig der Mann.

Die Frau schrie:

„Haben wir nicht eben so schöne Feigen? Kannst Du nicht einen ganzen Sack voll dem Kaiser bringen? Mache Dich sofort auf und sorge, daß Du mir einen gleichen Schatz heimbringst."

Die Frau lärmte und tobte und der Mann mochte einwenden, was er wollte, er mußte, wie viele Männer, schweigen und um des Hausfriedens willen der Frau folgen.

Das keifende Weib schrie fortwährend:

„Bringe mir einen Schatz! Du bringst mir einen Schatz!"

Der Mann sprach kein Wort, füllte einen Sack mit Feigen und begab sich mit seiner Last an den Hof des Kaisers.

Als er an das Thor des Palastes kam, fragten ihn die Diener, was er für ein Anliegen habe? Der Mann antwortete:

„Ich habe gehört, daß der Kaiser gern gute Feigen kaufe und diese theuer bezahle, ich habe einen Sack der schönsten dieser Früchte hergebracht."

Man theilte den Wunsch des Mannes dem Kaiser mit, der Anfangs lächelte, dann aber überzeugt, daß nur Neid und Mißgunst den Mann an seinen Hof gebracht hatten, nach dem Manne fragte.

„Er steht an der äußern Pforte des Palastes," antwortete ein Diener.

„Laßt ihn dort bleiben," sprach der Kaiser, „und Jeder der in den Palast aus oder eingeht soll ihm eine seiner Feigen in's Angesicht werfen. Ich glaube, daß dies der gerechte Lohn ist, den der Mann verdient."

Der harrende Feigenhändler war nicht wenig erschrocken, als er das Urtheil des Kaisers hörte; er wollte sich gern entfernen, aber man bedeutete ihn, daß er so lange bleiben müsse, so lange noch eine Feige im Sacke wäre, die man ihm in's Antlitz werfen könnte! Er stand wie vernichtet. Anfangs tröstete er sich damit, daß er bald von diesem quälenden Hohn und Spott befreit sein würde; aber obschon Viele kamen und gingen, die ihm die Feigen in's Antlitz warfen, dauerte es doch einen ganzen Tag, ehe der Sack leer war. Das Gesicht des Mannes, war ganz angelaufen, und seufzend verließ er das Thor des Palastes!

Die Frau aber erwartete ihren Mann mit Sehnsucht, sie sah schon im Geiste das viele Gold und schmiedete Pläne für die Zukunft. Es versteht sich von selbst, daß sie daran dachte, in Prunk und Pracht zu leben, zum Aerger und zum Neide aller Freundinnen und Nachbarinnen! Als der Mann heimkam eilte sie ihm mit freudiger Miene entgegen, denn sie sah den leeren Sack.

„Wie viel hast Du bekommen," rief die Xantippe: „wo ist mein Schatz?"

Der Mann erwiederte ruhig:

„Sieh' mich an! der Himmel hat Dir in mir den einzigen Schatz erhalten! Ich hatte das Glück, daß es nur Feigen waren, die ich an den Hof brachte; wäre ich mit einer andern Frucht zum Kaiser gekommen, zu dem mich der Neid hingejagt hat, — ich wäre nicht lebendig zurückgekehrt!" —

IX.

Was dem Noah beim Pflanzen der Weinstöcke begegnete.

Ein neuer Frühling war gekommen. Der blaue Himmel sah freudig herab und Noah ging in seinem Garten umher; er sah mit Freuden auf die grünen Bäume und prangenden Blüthen, und dachte an die vergangenen Tage der Sündfluth. Er war im Herzen froh und heiter gestimmt, dankte dem Schöpfer im Himmel für seine Errettung und ging alsdann an seine Arbeit. Er pflanzte Weinstöcke, und war so thätig und emsig, daß er kaum den fremden Mann bemerkte, der sich ihm näherte.

„Du bist so fleißig?" — fragte Dieser.

„Wie Du siehst," antwortete Noah; „ich pflanze Weinstöcke! Und wer bist Du?"

„Ich bin ein Gärtner und liebe ebenfalls den Weinbau; ich pflanze die Stöcke mit Vergnügen und mit gutem Erfolg."

„Nicht wahr?" fragte Noah; „der Wein ist ein herrliches Geschenk des Himmels; er konnte uns nichts Schöneres geben! Der Wein erfreut des Menschen Herz und macht ihn heiter und fröhlich! er tödtet Sorge, Gram und Kummer!"

„Ja," sagte der Fremde, „er ist in Wahrheit ein erquickender Trank! — Weißt Du, mich freut es, daß Du mit so großem Lobe für den Wein erfüllt bist; ich will Dich dafür lehren, die Weinpflanzen schneller keimen und gedeihen zu machen!"

„Verstehst Du das?" — fragte Noah.

„Ganz gewiß," erwiderte der Fremde; „ich habe mich von dem gutem Erfolg meines Mittels überzeugt."

„Und was muß ich thun?" fragte Noah, um die herrliche Frucht in reicherm Maaße zu gewinnen?"

„Vor Allem müssen wir das Feld mit dem Blute eines Lammes düngen," — sprach der freundliche Fremde, der aber Niemand anders war als Satan in Menschengestalt, der sich ärgerte, daß die Menschen eine so herrliche Frucht genießen sollten.

Noah wußte nicht, warum er unwillkührlich dem Fremden folgte. Er schlachtete ein Lamm und sprengte das Blut über die Erde.

„Also," redete er den Fremden an, „kann ich nun der reichsten Erndte entgegen sehen?"

„Noch nicht," erwiderte der Fremde; „es ist noch das Blut eines Löwen erforderlich! Komm, wir wollen gehen und ein solches Thier erlegen."

Sie gingen und tödteten einen Löwen, und Noah sprengte dessen Blut auf den Acker.

„Ist nun die Saat vollendet?" fragte er.

„Noch nicht," — sprach der Fremde; „es ist noch das Blut eines Schweines nothwendig, dann erst kannst Du auf gutes Gedeihen rechnen!"

Noah folgte bereitwillig und als das Feld so bestellt war, dankte er dem Fremden:

„Du bist so freundlich gewesen," sprach er, „ich sage Dir meinen Dank! Aber möchtest Du mir nicht sagen, warum Du mir gerade das Blut dieser drei Thiere empfohlen hast?"

Der freundliche Fremde aber erwiederte nichts, denn er war plötzlich verschwunden.

Der Erfolg des Weingenusses aber entspricht seitdem

der Eigenschaft der Thiere, deren Blut das Feld gedüngt hatte: Wenn der Mensch einen Becher leert, besitzt er die Sanftmuth des Lammes; leert er den zweiten Becher, beseelt ihn der Muth des Löwen; hat er aber den dritten Becher geleert, dann sinkt er herab zur Niedrigkeit des gemeinsten Thieres, das sich im Kothe wälzt!

X.

Das Kraut des ewigen Lebens.

Wer war glücklicher, berühmter und weiser als Salomo, der König in Israel? Und dennoch gab es Stunden des Mißmuths und der Unzufriedenheit für ihn; denn obschon er Alles besaß, was ein Fürst besitzen konnte, so hatte er doch noch einen Wunsch, dessen Erfüllung er gern mit seinem halben Königreiche erkaufen wollte. Er dachte: Alle irdischen Güter gehören mir, ich bin berühmt, reich und weise; die schönsten Frauen, die größten Schätze nenne ich mein, und mein Wissen dringt bis in das Reich der Geister! Wenn ich aber hinblicke auf alle diese Herrlichkeiten, auf die Pracht meiner Paläste und die Schönheit meiner Rosse, auf den reichen Glanz, der mich umgiebt, dann überkommt mich der trübe Gedanke, wie ich dereinst all'

diesen Prunk und Zauber verlassen soll, meinen herrlichen Thron, meine prächtigen Schlösser und Gärten und mein gesegnetes Reich! Alle Freuden der Erde sind mein; — ich soll von ihnen scheiden und mein Glück verlassen?

Dieser Gedanke quälte den weisen Salomo fast fortwährend; er befragte seine Geister, aber es ward ihm keine Antwort. Er dachte nach, ob denn keine Kraft vorhanden sei, das menschliche Dasein zu verlängern. Er [illegible] und sann und endlich ward ihm die Aussicht, seinen Wunsch erfüllt zu sehen.

Die Königin von Saba besuchte ihn einst, und als er sie mit seiner Sorge bekannt machte, sprach sie zu ihm:

„Es giebt ein Kraut, welches das Leben verlängert. Dieses Kraut befindet sich in der Mitte eines Felsen; es ist Deine Aufgabe, es zu finden, was Dir aber nicht schwer werden kann, da Du im Besitze jenes Käfers, des Schamir, bist, durch dessen Berührung alle Kristalle, Steine und Felsen sich spalten! Wenn Du das Kraut erlangt hast, dann wirst Du nicht so schnell scheiden von dem Glanze und der Herrlichkeit des irdischen Daseins und von allen Schätzen und Reichthümern, die Dir der Himmel segensreich verliehen hat.

Der König war hocherfreut. Er eilte sogleich, von einer Schaar von Dienern begleitet, nach den Gebirgen des Nordens von Palaestina und ließ durch die Berührung des Schamir viele Felsen sprengen, und o Freude! aus dem Innern des einen wehte ihm der Duft eines unbekannten Krautes entgegen! Er war ihm klar, — das war das Kraut des ewigen Lebens! Er trat hinzu, er wollte es mit rascher Hand ergreifen, aber seine Füße blieben wie festgebannt, denn er erblickte zu seinem Schrecken einen Mann mit schneeweißem Haupthaar und Barte, der matt und kraftlos wie sterbend dalag, und dieser Greis hielt in seiner Hand das Kraut!

„Wie? rief Salomo, hier im Felsen ein menschliches Wesen?"

„Wohl bin ich ein Mensch wie Du! rief Jener. Ein Mensch, und einst ein großer, gefürchteter, weiser König!"

„Du besitzest das Kraut, nach dem ich ewig trachtete, rief Salomo, das Kraut, das mir das Leben verlängern soll, damit ich in Pracht und Herrlichkeit das irdische Dasein länger genießen kann! Wie glücklich bin ich, es gefunden zu haben!" —

„Du wirst leben, sprach der Greis, wie ich. Das Kraut war auch das Ziel meiner Wünsche! In Glanz

und Herrlichkeit lebte auch ich dereinst, und ich kannte nur den einen Wunsch, die Tage meines Lebens vermehrt zu sehen! Gott hat mir meinen Wunsch gewährt, ich weiß nicht wie alt ich bin, aber die Jugend ist verflogen, das Alter peinigt mich qualvoll und marternd, das Kraut hält mein Leben auf, denn es schützt vor dem Tode! Gern aber will ich sterben, da mir mit dem Leben nicht auch die Kraft des Lebens geblieben ist! Ich flehe Dich an, o weiser König, das Kraut zu nehmen aus meiner Hand, die zu zu matt ist, es zu lassen, damit ich endlich sterben kann!"

Der König Salomo trat entsetzt zu dem Greise, ließ das Kraut aus seiner Hand nehmen und sah wie er augenblicklich verschied. Er ließ den Greis bestatten und das Kraut wieder in den Felsen bergen.

XI.

Das erste Grab.

Der Sturm brauste und die eilenden dunklen Wolken verhüllten den Glanz der Sonne. Es war ein trüber Tag und dunkel und finster war es in der Seele des ersten Menschenpaares. Adam und Eva saßen am Bache, und vor ihnen lag die Leiche ihres Sohnes Abel, den sein Bruder erschlagen hatte. Die Wellen rauschten vom Sturme gepeitscht schneller vorüber. Der Wind sauste durch die Zweige und Blätter, und die Thränen des ersten Menschenpaares fielen auf den geliebten, gemordeten Sohn! —

„Was, fragte endlich Adam, was beginnen wir mit diesen theuren Ueberresten?"

Eva schüttelte das Haupt und sah stumm auf die Leiche; denn der Schmerz ließ sie keine Worte finden, und

von Neuem benetzte sie den Leichnam mit ihren Thränen.

„So lange wir den Todten vor Augen haben, sprach Adam, wird unser Schmerz grenzenlos sein und uns verzehren!"

Da fiel vom Baume, den ein Windstoß plötzlich gewaltig erschüttert hatte, ein Vogel herab; er schlug einigemal mit seinen kleinen Flügeln, dann starb er zu seinen Füßen. Es war ein junger Rabe, der aus seinem Neste gefallen war und noch nicht fliegen konnte; der Fall hatte ihn getödtet. Es dauerte nicht lange, als der alte Rabe herabflog, und als er sah, daß der junge Vogel todt sei, scharrte und kratzte er mit den Füßen und dem Schnabel, bis eine Oeffnung im Boden entstand, in die er das Junge hineinzerrte. Er scharrte dann wieder die Erde auf die Oeffnung, bedeckte den todten Vogel und flog davon.

„Siehe! sprach Adam zu seinem Weibe, nun wissen wir, was wir mit der Leiche unsers Sohnes machen!"

Und Beide ahmten dem Raben nach, legten den Todten in eine Grube, bedeckten sie mit Erde, wie es der Rabe that, und machten so das erste Menschengrab.

XII.

Wie Olympia über den Tod Alexanders getröstet wird.

Als Alexander der Große zu Babylon gestorben war, überreichte einer seiner Feldherren der Mutter des großen Fürsten ein Schreiben folgenden Inhalts:

„Alexander sendet seiner Mutter den letzten Gruß! Du empfängst mit diesem Schreiben die Nachricht von meinem Tode! Ich wünsche und erwarte, daß Du nicht nach der Weise der Mütter gewöhnlicher Menschen in laute Klagen ausbrechen wirst. Weine nicht! Klage nicht! Ich war ein großer Fürst; aber Du weißt, daß Alles vergänglich ist! Das größte Reich zerfällt, der größte Monarch stirbt und keine Herrschaft währt ewig! Der Baum, der heute mit blühender Krone seine starken Aeste in's Weite hinausstreckt, liegt morgen entwurzelt vom Sturme! Die Flamme,

die am hellsten lodert, erlischt bald, das blühende Gras des Morgens ist welk am Abend, und Alles vergeht wie Schatten und Traum!

Willst Du wahrhaft meine Manen ehren, dann baue einen herrlichen Palast, schmücke ihn sorgfältig mit Pracht und Glanz und gieb ein Fest zu meinem Andenken! Lade Könige, Fürsten, Feldherren und alle Großen ein; mache jedoch bekannt, daß Niemand erscheine, der ein Leid erlitten; nur Freude und Frohsinn soll Jeder mitbringen, denn Lust soll herrschen an diesem Tage. So wirst Du mich wahrhaft ehren, und Dich der Mutter eines großen Fürsten würdig zeigen!" —

Die Mutter Alexanders weinte keine Thräne! Sie ließ, nach dem letzten Willen ihres Sohnes, einen herrlichen Palast erbauen, mit weiten Räumen und Prachtzimmern; sie ließ ihn schmücken mit Gold und jeder Herrlichkeit, mit bunten Gemälden und silbernen Statuen, und es gab auf der weiten Erde nichts Herrlicheres, als diesen Palast. Und als Alles vollendet war, lud sie die Könige, Fürsten, Feldherren und alle Großen des Reiches ein, nach dem Wunsche ihres Sohnes. Und der Tag des Festes kam heran. Die Blüthen der Myrthen und Granaten dufteten in den Sälen, die Kerzen flammten, und die Kö-

nigin ging auf und nieder in den weiten prächtigen Sälen mit inniger Zufriedenheit, den letzten Willen ihres Sohnes geehrt zu haben!

Aber Stunde auf Stunde kam, und der Tag war endlich vergangen; aber kein Gast war erschienen, und die Fürstin wandelte einsam durch die Gemächer.

Da sprach sie zu einem der Feldherren:

„Wie? So ehren die Freunde meines Sohnes sein Andenken und meinen Willen? Niemand ist erschienen! — Niemand!"

„Erhabene Fürstin, erwiederte der Feldherr, Du vergißt den Inhalt der Einladung! Sagtest Du nicht, nur Der soll erscheinen, der im Leben frei von jeglichem Leid und Kummer? Es ist Niemand erschienen und wird auch Niemand erscheinen; denn Keiner lebt auf Erden, der jemals frei wäre von Leid und Schmerz!"

„Mein Alexander! Alexander mein Sohn! rief die Mutter, Du warst so weise, wie Du tapfer gewesen; Dein Trost hat meinen Schmerz gelindert!"

Und sie warf noch einen Blick in den Brief ihres Sohnes und las:

„Der Baum, der heute mit blühender Krone seine starken Aeste in's Weite streckt, ist morgen entwurzelt, die

Flamme, die am hellsten lodert, erlischt auch bald, die Sonne wird von den Wolken verdunkelt und der Mond wenn er in seinem vollsten Lichte scheint, nimmt ab von seinem Glanze. Die Sterne gehen unter und die Fürsten verschwinden wie Schatten und Traum!" —

Die Blüthen der Myrthen, des Lotos und der Granaten dufteten im Saale, die Kerzen flammten helle; und die Mutter Alexanders schritt ohne Thräne, ohne Klage aus dem Saale!

XIII.

N. VII.

Was Gott thut, ist wohlgethan.

„Nicht jedes Leid und jedes Unglück, das dem Menschen begegnet, behauptete Rabbi Akiba, ist in seinen Folgen für ihn verderblich. Unsere Thränen fließen oft über scheinbares Unglück; Gottes Güte bewacht und beschützt uns, und Alles, was der Allmächtige thut, ist wohlgethan und kann ein gutes Ende für uns nehmen!"

Einst befand er sich auf Reisen und führte, außer seinem Esel, eine Lampe und einen Hahn mit sich. Dieser mußte ihn Morgens wecken, damit er die Frühandacht nicht versäume; die Lampe aber leuchtete ihm Abends, wenn er die heiligen Bücher der Gesetze las. Er kam nach einem Dorfe, und da es spät war, bat er um Nachtherberge; aber die Bewohner wiesen ihn rauh und un-

freundlich ab. Er ging von Haus zu Haus, doch seine Bitten waren vergebens.

„Was sind diese Menschen unfreundlich! rief er aus; ich werde im Freien übernachten müssen!" — und leise flüsterte er vor sich hin:

„Was Gott thut, ist wohlgethan!"

Darauf ritt er aus dem Dorfe, dem nahen Walde zu.

Die Nacht brach herein, Rabbi Akiba zündete seine Lampe an und begann in seinem Buche zu lesen; da erhob sich plötzlich ein wilder Sturm, und ehe er es verhindern konnte, war die Lampe erloschen.

„Der Genuß, im heiligen Gesetze zu lesen," rief er aus, „ist mir versagt; doch was Gott thut, ist wohlgethan!"

Er erhob sich von seinem Platze und suchte eine Lagerstätte, um zu schlafen; da kam eine wilde Katze und tödtete den Hahn:

„Mein armer Hahn!" rief Rabbi Akiba; „du wirst mich nicht mehr zum Frühgebete wecken! doch was Gott thut, ist wohlgethan!"

Er hatte kaum ausgesprochen, als ein Geräusch ihn erschreckte. Ein Löwe sprang herbei und zerriß seinen Esel.

Rabbi Akiba blickte ruhig zum dunklen Himmel em-

vor: „Alles ist mir entrissen!“ rief er aus; doch Gott ist gerecht, und was Er thut, ist wohlgethan!“

Er durchwachte die Nacht; des Morgens aber ging er nach dem Dorfe, um einen andern Esel und einen andern Hahn zu kaufen. Er wunderte sich über die Stille, welche überall herrschte, trat in ein Haus und sah mit Entsetzen die Bewohner desselben als Leichen auf dem Boden liegen. Ein schwer verwundeter, halbtodter Mann theilte ihm mit, daß Nachts feindliche Soldaten in's Dorf gefallen seien und die Bewohner theils umgebracht, theils mit sämmtlicher Habe fortgeschleppt hätten.

Da rief Rabbi Akiba aus:

„Wahrlich,“ der Mensch ist kurzsichtig und kann niemals ein Begegniß in seinen Folgen ermessen. Hätten die Bewohner mich nicht rauh und unfreundlich abgewiesen, ich würde nicht mehr gelebt haben. Das Lampenlicht, welches im Sturme erlosch, hätte die wilden Söldner zu mir geführt, eben so das Geschrei des Esels und des Hahnes, und jene hätten mich getödtet. So aber hat mich der allgütige Gott beschützt, und ich muß ihn preisen und loben für seine Gnade und Güte, und kann in Demuth ausrufen: Was Gott thut, ist wohlgethan!“ —

XIV.

Der bekehrte Prinz.

Ein König erkannte mit Schmerz und Bedauern die unedlen Eigenschaften seines Sohnes. Der Prinz hatte die sonderbarsten Neigungen und Leidenschaften, und jede seiner Handlungen offenbarte Hochmuth, Strenge und Jähzorn; Milde und Sanftmuth mangelten ihm gänzlich. Der Fürst war nicht wenig besorgt um seinen Sohn und um die Zukunft des ganzen Landes; er wollte um jeden Preis die mitgebornen oder später eingepflanzten, bösen Leidenschaften aus der Brust des zukünftigen Erben des Thrones hinwegtilgen. Er wählte daher einen weisen und tugendhaften Lehrer und Gesellschafter, der sich von der Person des Prinzen nie entfernen durfte.

Alle Lehren aber, alle Sprüche der Moral wandte der weise Mann vergebens an; der Prinz behielt seinen wilden unbeugsamen Character, und ließ bei seinen Mängeln nicht erwarten, dereinst ein edler Regent seines Volkes zu werden.

Einst wandelte ihn die Laune an, in später Nacht die Hauptstadt und deren Umgegend zu durchwandern, und er forderte seinen Führer und Lehrer auf, ihn zu begleiten.

Es war eine schöne mondenhelle Nacht. Sie hatten bereits die Stadt durchzogen und befanden sich jetzt auf dem Felde. Die langen Schatten der Bäume blickten gespenstisch umher, und die tiefe Stille hatte schon den Prinzen bestimmt, die Wanderung zu beendigen, als ein fröhlicher Gesang, der ganz in der Nähe erschallte, seine Schritte hemmte. Noch eine kurze Strecke Weges, und sie entdeckten eine schlechte Strohhütte, aus welcher der heitere Gesang erschallte. Der Prinz mochte kaum seinen Augen trauen und fragte seinen Begleiter:

„Ist dies ein Obdach, eine Wohnung für Menschen?"

Es war eine elende, von Binsen und Strohgeflechten errichtete Hütte. Sie hatte so viel Oeffnungen und Risse, daß man überall bequem hineinblicken konnte. Und was

sah man? Eine düster brennende Lampe hing an einer Stange herab und warf ihr mattes, trübes Licht rings umher, um Elend und Armuth hell genug zu beleuchten. Kein Tisch, kein Stuhl war sichtbar. Die feuchte schmutzige Erde war von keiner Diele bedeckt und eben so wenig waren die Wände aus Brettern gezimmert. Alles, was auf dem Boden lag, zeigte den Charakter und Stand der Besitzer der Hütte sprechend und klar. Ein Bettlerpaar hatte in derselben seinen Sitz aufgeschlagen. Die Beiden saßen, in Lumpen gehüllt, am Boden, und vor ihnen lagen die Reste von Brod und von Speisen mannigfacher Art, die ihnen die Milde der Menschen gespendet hatte. Und Mann und Weib waren heiter und froh, aßen, tranken und sangen ein lustiges Lied.

Sinnend stand der Prinz eine zeitlang da, als eine neue Scene seine Aufmerksamkeit auf das Innere der Hütte lenkte. Was erblickte er jetzt? Es kamen eine Menge anderer Bettler herbei, Groß und Klein, Alt und Jung, Männer, Weiber und Kinder. Sie brachten eine Krone von Goldpappe und setzten sie dem alten Bettler auf's schmutzige Haupt; sie umringten alsdann die alte Bettlerin schmückten sie mit goldenen Papierschnitzeln und setzten sich dann zu den Füßen des Bettlerpaares. Man

brachte Speise und Trank herbei; sie aßen tranken und jubelten nach Herzenslust, und der alte Bettler ergriff eine alte Fidel und geigte und kratzte, und die Jünglinge und Mädchen tanzten und sprangen in ihren Lumpen und waren seelenfroh und vergnügt, und es war des Jubelns und des Singens kein Ende. Dazwischen ertönte oft der Ruf: „Es lebe unser Fürst! Es lebe unser König!" Der Prinz sah seinen Begleiter an und sprach:

„Ist es wirklich Glück und Zufriedenheit was diese Menschen empfinden, und ist es Seelenruhe und Frohsinn den ihr Gesang verkündet?" Der Begleiter erwiederte:

„Warum sollen diese Menschen nicht froh und glücklich sein können? Die Sorge für den kommenden Tag quält sie niemals! Sie bauen auf die Güte des allmächtigen Schöpfers und er deckt ihnen durch die Milde der Menschen ihren Tisch. Ehrgeiz, die Sucht nach Schätzen, und die Sorge um Pracht und Aufwand bereiten ihnen keine schlaflosen Nächte!"

„Mir erscheinen diese Menschen," rief der Prinz aus, „wie Wahnsinnige, und es wäre eine Wohlthat, sie aus ihrem Irrthume und ihrer Einbildung zu reißen."

„Wie?" fragte der Begleiter sanft, „Du wolltest diesen Menschen ihr selbstgeschaffenes, erträumtes Glück rau-

ben? Du siehst mit Spott, Hohn und Verachtung auf ihr Treiben, und auf das ihres elenden Bettelfürsten? — Siehe mein Prinz," fuhr er ernst fort, „so ist das Thun und Treiben jedes Erdenfürsten lächerlich, wenn ihm die wahren Herrschertugenden mangeln! Du, ein Mensch, siehst mit Hohn und Spott auf diesen Bettelkönig; so sieht der allmächtige Gott aus seinem großen Himmel auf die Fürsten der Erde herab, wenn sie ihren Thron nicht durch Herrschertugenden schmücken. Diese elenden Menschen und ihr erbärmlicher König haben keinen Beruf, aber wohl hat ihn der Fürst eines Volkes. Er muß schaffen und wirken für die Menschen, die ihm anvertraut sind. Stolz und Hochmuth muß er aus seiner Seele bannen, und mild und demuthsvoll muß er herrschen. — Auch Du hast den Beruf, dereinst für die Menschen zu wirken und zu sorgen, mit Milde und Sanftmuth, mit Demuth und Gelassenheit. Und wenn Dir die Sorge um das Wohl Deines Volkes schlaflose Nächte bereitet, so wird dafür Dein Volk in Liebe und Dankbarkeit zu Dir hinaufschauen. Die Weltgeschichte wird Deinen Namen mit Ehrfurcht nennen, und der Segen des allmächtigen Gottes wird Dich groß machen unter den Regenten der Erde."

Als der Begleiter so sprach, erzitterte es im Herzen des Prinzen; er reichte seinem Lehrer schweigend die Hand.

Aus der elenden Hütte klang der Laut der Geige und der Gesang der Bettler, die Sterne leuchteten am dunkeln Himmel, die Bäume warfen ihre langen Schatten über die Erde. Der Prinz aber ging heim; er ward in dieser Stunde ein andrer Mann und herrschte später in Demuth und Milde zur großen Freude seines Volkes.

XV.

Die Einwohner von Sodom und ihr Stadtrichter.

Einst kam ein Mann aus Elam nach Sodom; da die Sonne bereits untergegangen war, wollte er daselbst übernachten und suchte eine Herberge. Er führte an einem bunten Seile einen Esel, welcher eine aus mannigfachen Farben gewebte Decke trug. Der Mann sah sich vergebens nach einer Herberge um. Er war schon einige Male die Straße auf- und abgegangen, und bat die Einwohner um Aufnahme, doch Niemand schenkte ihm Gehör. Da kam ein Mann, der in Sodom unter den Namen der lustige Heidod bekannt war, und redete ihn freundlich an:

„Woher bist Du mein Freund? und wohin gehst Du?"

„Ich bin," entgegnete der Fremde, „aus Elam; ich komme von Hebron und reise wieder nach Elam. Ich habe keine Herberge, und weiß nicht wo ich mit meinem Esel bleiben soll."

„Du hast kein Unterkommen?" fragte Heidod.

„Ich habe," sprach der Gast, „vergebens die Bewohner um Nachtherberge gebeten. Die Sonne ist untergegangen, und ich kam nicht weiter. Ich habe Brod und Wasser bei mir und Futter für mein Thier, nur die Hütte fehlt mir, in der ich übernachten kann."

Da sprach Heidod:

„Du kannst bei mir bleiben! Du sollst mein Gast sein!"

Er führte den erfreuten Fremden in sein Haus. Der Elamiter war sehr erstaunt über die Freundlichkeit seines Wirthes wie über seine Dienstfertigkeit. Denn er führte den Esel in den Stall, zäumte ihn ab, legte ihm das Futter vor, und nöthigte den Gast zum Abendessen. Dieser übergab die buntfarbige prächtige Decke nebst dem Seile dem Wirthe in Verwahrung und aß und trank.

Als er andern Tages seine Reise in die Heimath antreten wollte, überredeten ihn der Wirth und die Wirthin zum Bleiben. Heidod sprach:

„Nimm erst das Frühstück zu Dir, dann reise weiter.“ — Als der Gast aber das Frühstück eingenommen hatte und das Seil und die Decke forderte, sprach der Wirth abermals:

„Die Sonne steht sehr hoch, bald wird es Mittag sein. Du bist unser lieber Gast, nimm erst die Mittagsmahlzeit ein; dann werde ich Dich begleiten.“

Der Fremde nahm die Einladung an. Bei Tische wurde viel geplaudert und gescherzt, und Heidod sprach wieder:

„Siehe, lieber Gast, wir sind so heiter beisammen, es ist schon spät, die Sonne sinkt bereits in's Thal. Wo willst Du hin? Bleibe noch eine Nacht bei uns!“

Die Wirthin bat auch freundlich und schmeichelnd; der Elamiter konnte so vieler Freundlichkeit nicht widerstehen und blieb.

Und er blieb einen und noch einen Tag, und es vergingen vier Tage und er war noch immer der Gast des freundlichen Ehepaares. Aber am fünften Tage erklärte er fest und bestimmt, daß ihn nichts mehr zurück halte, daß seine Familie in Elam seiner harre und daß er fort müsse. Er ging in den Stall und zäumte seinen Esel. Die Frau aber sprach zu ihrem Manne:

„Der Fremde hat vier Tage bei uns gegessen und getrunken und hat uns nicht bezahlt.“ — Der Mann erwiederte:

„Sei nur ohne Sorge, der Mann wird uns schon bezahlen!“ — Als der Elamiter reisefertig war, sprach er zu seinen freundlichen Wirthsleuten:

„Ihr habt mich gastvoll aufgenommen und liebevoll behandelt; ich sage Euch meinen innigsten Dank. Ich wollte, daß ich Euch ebenfalls einmal in Elam bei den Meinen bewirthen könnte, um Euch Eure Freundlichkeit zu vergelten! Aber nun laßt mich fort, und gebt mir meine vielfarbige Decke und das bunte Seil. Heidod antwortete mit schlauer Miene, indem er den Fremden starr anblickte:

„Ich will Dir Deinen Traum deuten. Das bunte Seil welches Du sahst, verspricht Dir ein langes Leben, und die vielfarbige Decke deutet, daß Du einst einen prachtvollen Garten von vielen farbigen Blumen und bunten Blüthen besitzen wirst. Verschiedene Pflanzen und mannigfache Früchte werden in demselben wachsen und gedeihen!“

Der Gast sprach:

„Ich habe nicht geträumt; ich gab Dir eine kostbare, prachtvolle Decke nebst einem theuren Seile in Verwahrung. Gieb mir das Meine!“ —

Heidod der Wirth sprach dagegen:

„Habe ich Dir nicht Deinen Traum gedeutet? Wie schön ist nicht diese Deutung! Nicht alle Menschen träumen so schön! Das bunte Seil verspricht Dir ein langes Leben, die farbige Decke aber, den schönsten Garten mit Blüthen und Früchten. Ich nehme von jedem Einwohner der Stadt vier Silberlinge für die Deutung eines Traumes; Du aber sollst mir nur drei geben weil Du mein lieber Gast bist." — Dieser bat vergebens um die Decke und das Seil, und ging endlich zu dem Richter von Sodom.

Der Richter von Sodom, Namens Sarok, war aber ganz nach Art der Einwohner der Stadt. Er hörte die Klage des Gastes und die Vertheidigung des Verklagten an; dann sprach er zu dem Gast:

„Du kannst Dich auf die richtige Deutung Deines Traumes verlassen; es ist bekannt, daß Heidod die Träume nach Wahrheit deutet. Auch ist er billiger mit Dir, als mit Anderen, da er nur drei Silberlinge verlangt."

Der Gast schrie:

„Ich habe dem Heidod in Wirklichkeit eine prächtige Decke und ein buntes Seil übergeben. Ich habe nicht geträumt!"

Heidod schrie noch lauter:

„Nun verlange ich vier Silberlinge, wie sie mir alle Träumenden geben müssen. Nun will ich nichts verlieren; auch mußt Du mir alle Mahlzeiten bezahlen, und die Nachtherberge."

„Ich will," sprach der Gast, „Alles bezahlen, die Mahlzeiten und die vier Silberlinge, nur gieb mir meine Decke und das Seil."

„So bezahle," schrie Heidod, Deinen Traum habe ich ja gedeutet!"

Sie fingen sich im Angesichte des Richters zu zanken an, und Sarok gebot, die Lärmenden aus dem Tribunal zu jagen. Die Stadtleute spotteten und höhnten den Fremden zum Thore hinaus; Heidod aber und sein Weib, welches sich wie die meisten Einwohner von Sodom in dem Gerichtshause befand, gingen frohen Muthes heim und freuten sich über ihren kostbaren Schatz.

Aber sie suchten vergebens nach dem Raube; — ein edler Nachbar hatte die prächtige Decke und das bunte Seil, während der Gerichtsverhandlung, entwandt.

XVI.

Wie es einem andern Fremden zu Sodom erging.

Wie nun der arme Mann unter Hohn und Spott die Stadt verlassen hatte, begegnete er einem Reisenden, der eben nach Sodom kam, und erzählte ihm sein unglückliches Erlebniß. Der Fremde aber lachte, klopfte den Esel, den er mit sich führte, auf den Hals, und meinte:

„Mir soll so etwas nicht widerfahren.“ Und ritt von dannen. Kaum aber befand er sich im Weichbilde der Stadt, als er sich von einer Schaar loser Buben und müssiger Leute umringt sah. Er redete sie freundlich an:

„Wollt Ihr mir nicht sagen, wo ich eine Herberge finde?“ Da antwortete Einer:

„Das Feld ist breit und groß!“ die Menge aber lachte ihm in's Gesicht. Da dachte er an den Reisenden

und sein Mißgeschick und wollte schon die Stadt verlassen, als ein Mann keck zu ihm hintrat, ein Messer zog und ausrief:

„Nur wir haben das Recht, Esel mit zwei Ohren zu besitzen, aber kein Fremder!“ Und schnitt dem armen Thiere ein Ohr ab.

Der Reisende sah ein, daß er es mit einem so rohen Haufen nicht würde aufnehmen können, und ging zu Sarok, dem Stadtrichter.

„Siehe,“ sprach er, „ich bin ein Fremder, und einer Deiner Stadtleute hat meinem Esel ein Ohr abgeschnitten. Ich erwarte, daß Du über diese himmelschreiende Unthat mit Strenge Recht sprechen wirst.“

„Allerdings,“ erwiederte der Richter mit ernster Miene, „und so ist mein gerechtes Urtheil:“

„Der Verklagte soll sofort Deinen Esel zu sich nehmen, und ihn so lange füttern, bis ihm das Ohr wieder gewachsen ist!“

XVII.

Wie es dem Eliëser, dem Knechte Abrahams, zu Sodom erging.

Als Eliëser, der Knecht Abrahams, nach Sodom kam, sah er einen Einwohner der Stadt, einen Fremden mißhandeln und ihn seiner Kleider berauben.

„Warum," fragte der herzueilende Eliëser entrüstet, „beraubst Du den Mann? Wie darfst Du ein solches Verbrechen wagen?"

„Bist Du," fragte der Einwohner von Sodom, „der Bruder dieses Mannes, oder unser Richter?"

Eliëser antwortete nicht, sondern stand dem Fremden bei. Da griff der Räuber nach einem Steine, warf ihn nach Eliëser und traf ihn an die Stirn. Das Blut rann augenblicklich aus der schmerzhaften Wunde und Eliëser

stand bestürzt, ohne dem Blutstrome Einhalt thun zu können. Er glaubte der Verbrecher würde über seine Unthat erschreckt sein, aber dieser schrie keck:

„Wie schön fließt das Blut, wie schön!"

Eliëser sprach:

„Du hast mich verwundet, ja fast getödtet und höhnst mich noch? Ich werde schon Gerechtigkeit finden. Ich gehe sofort zum Stadtrichter."

„Dort will ich eben mit Dir hin!" schrie der Räuber.

Es hatten sich inzwischen viele Ortsbewohner um die Beiden versammelt; sie ergriffen den schreienden Eliëser und schleppten ihn vor den Richter.

„Fremder," rief dieser, „was erhebst Du für einen Tumult in unsrer friedlichen Stadt?"

„Ich," sprach Eliëser, „bin ein friedlicher Mann; ich sah einen Fremden berauben und wollte ihm beistehen, da warf mir dieser Mann einen Stein an die Stirn, verhöhnte mich, und schleppte mich mit seinen Genossen hierher. — Siehe, diese Wunde schlug er mir, siehe wie das Blut rinnt!"

„Er warf," fragte der Richter, „mit einem Steine nach Dir?"

„Ja wohl," antwortete Eliëser, „das Blut lief sogleich unaufhaltsam über mein Gesicht."

„So mußt Du dem Manne acht Silberlinge bezahlen; denn so viel kostet ein Aderlaß in unsrer Stadt bei dem Wundarzte!"

So lautete das Urtheil des Stadtrichters von Sodom.

XVIII.

Wie die Einwohner von Sodom Wohlthun übten.

Einst kam ein armer, kranker Mann nach Sodom; alsbald versammelten sich die Einwohner der Stadt um ihn, und unterhielten sich liebevoll mit dem unglücklichen Fremden.

„Helft mir!“ sprach er, da er sie von Mitleid für seine Lage ergriffen sah.

Brauchst Du Geld? fragten mehrere Männer und Frauen.

„Ich habe, sprach der Arme, nichts, und bin todeskrank.“

Da liefen die Einwohner von Sodom herbei, Groß und Klein, Mann und Frau, und Alle brachten Geld, und der Arme freute sich über ihre Mildthätigkeit und Herzens-

güte, und er dankte ihnen von ganzer Seele. Aber es vergingen hierüber mehrere Stunden und Hunger und Durst peinigten den Armen; er erhob sich, um für das empfangene Geld etwas zu kaufen. Die Einwohner hatten sich indeß von der Straße verloren, und der Unglückliche fand weder einen Menschen noch eine Thür, die sich seinen dringendsten Bitten öffnete. Jedes Haus war fest verschlossen, er klopfte vergebens an Thür und Thor; der Tag neigte sich bald und er hatte keine Nahrung zu sich genommen. Von langer Krankheit gequält, von Hunger und Durst gemartert, sank er, als die Sonne unterging, todt an einem Baume nieder, Angesichts der schlechten Leute, die nun gierig über den Todten herfielen, um ihm des Geldes zu berauben, das sie dem Lebenden unter dem Scheine der Mildthätigkeit gespendet hatten!

„Und Gott ließ regnen auf Sodom und Gomorrha Feuer und Schwefel, denn das Geschrei war groß und der Sünden viel."

N. 29

XIX.

Der Segen des sterbenden Rabbi Jochanan.

Der, wegen seiner Weisheit berühmte Rabbi Jochanan war krank und fühlte, daß er sterben werde. Seine Schüler standen um so trauriger an seinem Bette, als sie Thränen von den Wangen ihres greisen Lehrers fließen sahen. Und einer derselben sprach zu ihm:

„Rabbi, warum weinst Du? Wird Dir das Scheiden aus diesem Leben schwer? Du warst es ja, der uns die Eitelkeit und Nichtigkeit des irdischen Daseins lehrte! Du warst es, der uns auf ein höheres Dasein, auf ein besseres Leben hinwies!"

„Allerdings, entgegnete der Rabbi matt, lehrte ich Euch Dies! Ich weine auch nicht, weil ich die Welt verlasse!"

„Rabbi! begann der Schüler wieder, Du warst unsere Leuchte und unser Hort, ein Bild der Tugend und

der Frömmigkeit! Wenn Du in dem Augenblicke des Scheidens von dieser Erde Thränen vergießest, wie wird es uns ergehen, die wir Deine Tugend und die Reinheit Deines Herzens nicht theilen? Wird uns in solchem Augenblicke nicht Verzweiflung ergreifen müssen?!"

„Wenn mich ein Erdenfürst plötzlich vor sich forderte, erwiederte der Rabbi, ein Mensch von Fleisch und Blut, der selbst dereinst dem großen Gotte Rechenschaft geben muß, — der heute lebt und morgen schon im Grabe ruhen kann; dessen Zorn nicht dauernd und dessen Strafe nicht ewig währen kann! — ein Mensch, der mir nur das Dasein dieser Erde rauben könnte! — ein Fürst, der mit Worten zu besänftigen, mit Geschenken zu gewinnen wäre, würde ich doch beim Erscheinen vor demselben erbeben und erzittern! Wie soll ich nicht weinen, da ich vor den Richterstuhl des Königs aller Könige, dessen Herrschaft ewig sein wird, erscheinen soll? — Dieser König ist nicht mit Worten zu besänftigen, mit Geschenken nicht zu gewinnen; denn er ist der Herr aller Erdenschätze. Sein Reich ist unvergänglich und sein Verdammungswort kann mich auf ewig treffen! Den Weg, den ich jetzt wandeln werde, ob zum Himmel oder zur Unterwelt, bestimmt *sein* Gericht! und darum meine Freunde, weine ich!"

Die Thränen des Rabbi flossen reicher, und alle Schüler ergriff das tiefste Weh. Sie traten näher an das Bett des sterbenden Lehrers. Die Tugend ihres Meisters und die Kraft seiner Frömmigkeit durchdrang sie mit heiligem Schauer.

„Segne uns, Du Leuchte Israels!" riefen sie klagend und sanken auf ihre Knie.

Der greise Rabbi Jochanan erhob sich, breitete die Hände über die Knieenden aus und sprach:

„Fürchtet stets den allmächtigen Gott, wie Ihr einen irdischen König, einen König von Fleisch und Blut fürchtet!"

„Wie? sollen wir Gott nicht mehr fürchten, als einen König der Erde?" — fragten die weinenden Schüler.

„Bedenket, sprach der Rabbi, mit der Anstrengung seiner letzten Kraft, — bedenket, wie Ihr erzittert, wenn Ihr glaubet, daß Eure ungerechte That dem Erdenkönige bekannt wird, und wie gern Ihr sie vor ihm verbergen würdet! Mag Euch stets nur eine gleiche Furcht vor dem allmächtigen Gott ergreifen, da sein Auge allgegenwärtig ist und keine Eurer Thaten ihm verborgen bleiben kann!"

XX.

Alles kann sich zum Guten wenden.

Die Einwohner von Jerusalem übersandten einst dem römischen Kaiser ein kostbares Geschenk. Man übergab dasselbe in einem Kästchen einem Bürger Jerusalems, dem frommen Rabbi Nahum, der beauftragt war, nach Syrien zu reisen, wo der Kaiser sich damals aufhielt. Er hatte den Wahlspruch: „Alles kann sich zum Guten wenden!"

Er trat seine Reise frommen Sinnes an, und kehrte zur Abendzeit in einer Herberge ein, die von Gästen überfüllt war. Es befanden sich aber unter denselben auch solche Leute, die auf Raub lauerten und die Fremden ausbeuteten. Sobald sie sich überzeugt hatten, daß das Kästchen des Rabbi Nahum einen werthvollen Gegenstand barg,

wandten sie sogleich jede List und Schlauheit an, sich desselben zu bemächtigen; und der Raub gelang ihnen. Sie leerten den Inhalt des Kästchens, füllten dasselbe mit Erde und stellten es an seinen alten Platz. Rabbi Nahum, der nichts ahnte, machte sich andern Tages auf und gelangte ohne Abenteuer nach Syrien, zum Kaiser. Als dieser hörte, in welchem Auftrage der Rabbi gekommen sei, nahm er das Kästchen huldreich an und ließ es öffnen. Wie erstaunt war er aber, als er in demselben nichts als gewöhnliche Erde fand.

Der Kaiser herrschte den Gesandten streng an; er wies auf das Kästchen und rief:

„Ist dies das Geschenk, das mir die Bewohner von Jerusalem senden?"

Rabbi Nahum zitterte nicht, denn nichts brachte ihn außer Fassung. Er flüsterte leise: „Alles kann sich zum Guten wenden!" und sah ruhig auf die Erde in dem Kästchen. Er hatte nicht die geringste Ahnung, daß er beraubt war, und sprach, als hätte ihm Gott selber die Worte eingegeben:

„Diese Erde senden Dir die Bewohner Jerusalems; sie ist von ihrer heiligen Stadt, und hat die seltene Eigenschaft, alle Pflanzen auf's Schnellste wachsen, gedei-

hen und blühen zu machen, und dieser Seltenheit wegen bringe ich sie Dir!"

Der Fürst ließ sofort einen Versuch machen, und siehe, schon nach wenigen Tagen keimte die Saat; sie sproß schnell empor und blühte in Pracht und Schöne schon nach dem Verlauf einer Woche.

Der Kaiser war hoch erfreut über das Geschenk; er übergab dem Rabbi Nahum die Beweise der Achtung für die Bewohner Jerusalems, dieser selbst aber erhielt werthvolle Gaben, und trat froh seine Heimreise an.

Als er wieder seine Herberge besuchte, fand er Männer, welche sich ihm freundschaftlich näherten und ihn um Ursache seiner ungewöhnlich heitern Stimmung fragten. Es waren jene Räuber, welche natürlich voraussetzten, daß der von ihnen Beraubte mißmüthig sein müßte.

Nahum sprach zu ihnen:

„Ich habe dem Kaiser nach Syrien ein Kästchen mit Erde gebracht, und er hat mir theure Geschenke dafür übergeben lassen."

Darauf reiste er weiter.

Die Räuber aber fassten alsbald einen Entschluß. Sie füllten mehrere Säcke mit derselben Erde, luden sie auf Esel, und begaben sich nach Syrien zum Kaiser.

„Du hast, sprachen sie, einem Manne ein Kästchen Erde theuer bezahlt; wir bringen Dir von derselben einige Säcke voll."

„Seid Ihr aus Jerusalem?" fragte der Kaiser.

„Nein, antworteten sie; die Erde jenes Mannes war auch nicht von dort."

Dem Kaiser fiel die Sache auf; er ließ auch mit dieser Erde Versuche anstellen, aber sie blieben fruchtlos. Die Untersuchung ergab bald das Geschehene, und die Räuber wurden gehangen!

Als Rabbi Nahum Dies erfuhr, sagte er: „Alles kann sich zum Guten wenden!"

XXI.

Nicht die Wohlthat wird Dir hoch angerechnet, wohl aber die Weise, wie Du sie übst.

Ein Rabbi hielt seinen Schülern einen Vortrag aus dem Talmud, und las die Stelle laut vor:

„„So Mancher speist seinen Vater mit köstlichen Gerichten, und dennoch wird ihm die Hölle zu Theil; ein Anderer läßt ihn in der Mühle arbeiten und erbt das Paradies!““

Die Zuhörer waren über diesen Satz erstaunt, und Einer sprach zum Rabbi:

„Wäre dies wirklich möglich, o Rabbi?“

Der Rabbi erwiederte:

„Die Weisheit des Talmud trügt nicht und Jeder erkennt sie, wenn wir sie ihm erklären:

Ein Handwerker ließ einst seinem Vater eine schön zubereitete Speise vorsetzen. Der Vater war über das kostbare Gericht hocherfreut, er dankte seinem Sohne und sprach:

„Lieber Sohn, Du hast mich heute mit einer herrlichen Mahlzeit gelabt; aber sage mir, wie Du zu derselben gekommen bist?"

Der Sohn sah den Vater ernst an, und sprach in rauhem Tone:

„Alte Leute, welche nichts erwerben können, müssen das genießen, was man ihnen vorsetzt und schweigen!"

Der erschrockene Mann aß nicht mehr, setzte sich betrübt in einen Winkel des Gemaches, und Thränen flossen über seine Wangen.

„Saget, meine Zuhörer, sprach der Rabbi, welch einen Lohn verdient ein solcher Sohn?"

Die Zuhörer schwiegen, und der Rabbi fuhr fort:

Ein anderer Handwerker erwarb sein tägliches Brod durch Arbeit in einer Mühle. Der König aber ließ zur Zeit eine Gegend seines Landes durch Bauten und Anlagen verschönern. Eines Tages kam der Befehl, die Einwohner zur Verrichtung dieser Arbeiten nach jener Gegend zu senden; der Befehl traf auch den Vater des

Handwerkers, der ihm auch sofort folgen wollte. Der Sohn aber sprach:

„Lieber Vater, Du willst Dich einer so schweren Arbeit unterziehen? Du wirst weder diese, noch die Mißhandlungen der Aufseher ertragen können."

„Aber der Befehl des Königs?" sprach der Vater.

„Nun, ich bin jung, erwiederte der Sohn, ich kann Alles ertragen. Arbeite Du statt meiner in der Mühle; so wenig Du auch verdienst, es ist besser, daß ich gehe, als daß Du Dich plagen solltest!"

Und so ging der Sohn zur Frohnarbeit; der Vater aber arbeitete in der Mühle. —

„Sagt, sprach der Rabbi, welch einen Lohn hat dieser Sohn verdient?"

„In der That, riefen die Zuhörer, jeden Lohn, den Gott einem Sterblichen gewähren kann!"

Da nahm der Rabbi wieder das Wort:

„So ist der Spruch des Talmud gerechtfertigt," sagte er: „„So Mancher speist seinen Vater mit köstlichen Gerichten, und dennoch wird ihm die Hölle zu Theil. Mancher läßt ihn in der Mühle arbeiten und erbt dafür das Paradies!""

XXII.

Der Segen eines Weisen.

Wenn irgend Jemand alle Glücksgüter der Erde besaß, so war es Rabbi Nachman. Er war reich und lebte geachtet und geliebt von seinen Mitbürgern. Nichts entbehrte er, was zur Behaglichkeit des Lebens nöthig war. Sein Haus war ein Zufluchtsort für Bedrängte; jeder Gelehrte und Gebildete war sein Gast, und beständig wurden sie von ihm bewirthet.

Einst bat er einen derselben, den Rabbi Isaak, ihn zu segnen.

Der Rabbi lächelte:

„Was fehlt Dir noch? fragte er; besitzest Du nicht Alles? Und ich soll Dich noch segnen? Doch, fuhr er fort, mir fällt ein, daß ich noch einen Segen für Dich

habe, den mich ein Wanderer einst lehrte. — Dieser nämlich ging einst hungrig und von dem weiten Wege ermüdet in der Wüste und sah vergebens umher nach einem schattigen Plätzchen und nach einer Quelle. Er hatte den ganzen Tag über nichts gegessen und war dem Verschmachten nahe, als er zu seiner Freude in der Ferne einen Dattelbaum erblickte. Er eilt hin, wirft sich unter den Schatten des Baumes nieder, labt sich an seinen Früchten und trinkt aus dem Quell, der ihn umrieselt.

Durchdrungen von den innigsten Dankgefühlen und erfrischt steht er auf, schaut mit entzücktem Auge zu seinem gastlichen Wirth empor und spricht:

„„O, Baum, wie soll ich Dir danken für Deine Wohlthat? Oder, wie soll ich Dich segnen? Alles besitzest Du in Fülle und Ueppigkeit! Was Gott nur einem Baume bescheeren kann, hat er Dir gegeben. Erfrischende Früchte, die schönsten Blätter und starke Aeste und Zweige! Ein nährender Bach umrieselt und tränkt Dich, reichen Schatten hast Du auch, und nichts mangelt Dir! — Mögen alle Deine Sprößlinge dereinst blühen wie Du in reicher Fülle und üppiger Schönheit!““

So spreche auch ich zu Dir, wandte sich Rabbi Isaak zu seinem Wirthe, Du besitzest alle Güter der Erde: Ehre

und Würde, Reichthum und Weisheit; Nichts mangelt Dir! So möge Gott der Allmächtige jedes Deiner Kinder dereinst in demselben Maße beglücken, wie er Dich beglückt hat! Mögen sie alle einst so geehrt, geachtet, reich und weise sein, wie Du, o Rabbi!"

XXIII.

Schäme Dich in glücklichen Tagen Deiner alten Freunde nicht.

Ein Schneider, Namens Justo, hatte durch Wohlthun und andere edle Eigenschaften die Gunst seines Fürsten in dem Grade erworben, daß ihn dieser zum Herrn einer ganzen Landschaft ernannte. Er bewohnte einen prächtigen Palast in der Hauptstadt seiner kleinen Provinz, in seinem früheren Wohnorte Zippora. Seine alten Freunde mochten ihn gern einmal sehen, doch ging er selten aus, und zwar fast nur, wenn der Fürst anwesend war; dann aber war er in solche Pracht gehüllt, daß man ihn von den anderen Herren des Hofes nicht unterscheiden konnte.

Da sprachen eines Tages die Bewohner von Zippora:

„Der Fürst wird heute in Begleitung seiner Großen durch die Stadt gehen; laßt uns einmal Acht geben, wenn Justo an dem Hause vorüber kommt, in welchem er früher gewohnt und gearbeitet hat. Wird er dort stehen bleiben und es betrachten, dann werden wir ihn wohl erkennen; geht er ruhig vorüber, dann kann es Justo nicht sein!"

Als nun in der That der Fürst mit seinem Günstlinge und den übrigen Hofleuten durch die Straßen ging, blieb der letztere plötzlich vor einem kleinen Häuschen stehen und betrachtete es stumm. Das Volk aber schrie aus voller Kehle:

„Es ist Justo, es ist Justo!"

Dieser wandte sich ruhig um:

„Ihr seid erstaunt, meine Freunde, sprach er, ich glaube es; denn ich bin es nicht weniger. In diesem Häuschen habe ich gewohnt und gearbeitet, und jetzt wohne ich in einem reichen Palaste und bin der Freund eines Fürsten! — Kommt näher, meine Lieben, Gott hat mich groß und reich gemacht; möchte es Euch auch so ergehen!"

Er unterhielt sich noch lange mit ihnen.

Der Fürst aber, der das Benehmen seines Günstlings erfuhr, schenkte ihm seine Gunst in noch höherem Grade; denn es freute ihn, daß Justo sich seiner alten Freunde nicht geschämt hatte!

XXIV.

Alexanders Traum.

Als Alexander der Große nach Indien zog, wurde ihm hinterbracht, daß das Volk Palästina's nicht die Götter der Griechen verehre; daß sie allein einem unsichtbaren Gotte dienten, und Niemand, wer es auch sei, sie zwingen könnte, an die Göttlichkeit von Königen der Erde, also auch an die seinige, zu glauben. Alexander zog alsbald mit seinem Heere nach Jerusalem. Man wußte, daß diese Stadt mit Schätzen und Reichthümern angefüllt war, und die Krieger freuten sich auf die Eroberung der Hauptstadt Palästina's, da sie auf die Plünderung derselben begierig waren. Parmenio, der Freund und Feldherr Alexanders, stachelte den Muth derselben noch mehr an, und das Heer zog gegen Jerusalem.

Als man die Stadt in der Entfernung erblickte, jubelten und jauchzten die Krieger, und Parmenio drang in Alexander, den Angriff nicht zu verzögern. Der große Fürst stand da und blickte auf die alte Stadt, und während er über den neuen Triumph nachdachte, eine der berühmtesten Städte zu vernichten, wallte von der Stadt her ein langer, stiller Zug. Es war die Schaar der Priester des unsichtbaren Gottes, in blauen Gewändern, an der Spitze des Zuges Jaddus, der Hoheprieſter, im Purpur und goldgestickten Kleide. Feierlich, stumm wallten die Ehrfurcht gebietenden Männer heran, näher und näher, die Palme des Friedens in den Händen. Lautlos ließen sich die Wallenden vor Alexander auf die Knie nieder; er aber sah herab auf die bittende Menge und redete sie an mit den Worten:

„Ihr wagt es, an meiner Göttlichkeit zu zweifeln?"

Da erhob der greise Hoheprieſter Jaddus sein gebeugtes Haupt und vertheidigte in kräftiger Rede den Glauben seines Volkes, den Glauben an einen einzigen Gott, und bat, Jerusalem zu schonen.

Ob Alexander ihn hörte? — er stand stumm, in sich versunken und sann und sann. Nur zuweilen blickte er

auf den Hohenprieſter und auf die Schaar, die betend im Staube lag. Als aber das Heer unwillig ward, und Parmenio den König ermahnte, dem Manne kein Gehör zu geben, die Stadt zu erobern und zu vernichten, — da ſprach Alexander zu Parmenio:

„Höre, mein Freund; als ich harmlos zu Dium in Macedonien lebte, hatte ich einen ſeltſamen Traum: — mir träumte, daß ich ſchliefe, und die Stimme eines Greiſes rief:

„„Iſt es Zeit zu ſchlafen und zu träumen, Alexander?! — Erwache! Mache Dich auf! Der Herr iſt mit Dir! Du wirſt die Welt erobern! Der Erdkreis wird von Deinem Ruhme erſchallen!““

So rief der Greis und verſchwand mit der Schaar, die ſich um ihn befand.

Ich erwachte. Ich habe mich aufgemacht, habe Städte und Reiche erobert, wie der Greis es verkündete, aber den Traum habe ich vergeſſen! Doch ſieh! Parmenio! der Greis im Purpur und goldgeſticktem Kleide und die Männer in blauen Gewändern, es ſind die Bilder meines Traumes, dies iſt der Greis, der zu mir rief: Erwache, Alexander, erwache! — Und ich ſoll eine Stadt

vernichten, deren Priester mich geweckt, und mich gerufen auf die Bahn meines Ruhmes? — Ich werde Jerusalem nicht zerstören!" —

Und Alexander zog in die Stadt ein und opferte im Tempel dem unsichtbaren Gotte.

XXV.

Reichthum ist ein grosser Schatz, aber Rechtschaffenheit ein noch grösserer.

Rabbi Simon ben Schatach war auf den Markt gegangen um einen Esel zu kaufen. Der Handel war bald geschlossen, denn er fand einen solchen ganz nach seinem Wunsche, im Besitze eines Ismaeliten, der ihn gegen eine billige Summe dem Käufer überließ. Der Rabbi bat seine Schüler, das Thier nach seinem Hause zu führen, was diese auch thaten.

Als sie den Sattel abnahmen, erblickten sie zu ihrer Freude ein kostbares, mit Diamanten besetztes Halsband, welches sich unter demselben befand.

Sie eilten freudig zu ihrem Rabbi:

„Gott hat Dich gesegnet, riefen sie; Du bist reich

geworden, denn dieses kostbare Halsband haben wir unter dem Sattel des Esels gefunden! Freue Dich, Rabbi, Gott hat Dir einen reichen Schatz bescheert!"

Der Rabbi war nichts weniger als erfreut; er blickte ernst auf seine Schüler:

„Habe ich dies Halsbald gekauft?" fragte er.

„Nein!" war die Antwort.

„Es ist schön und kostbar, sprach der Rabbi, aber ich habe nur das Thier gekauft. Das Halsband gehört dem Verkäufer; traget es ihm sofort hin!"

Die Schüler gehorchten und suchten den Ismaeliten auf. Dieser war nicht wenig erstaunt und erfreut und rief laut aus:

„Der Gott des Rabbi Simon ist groß!"

Die Schüler aber sprachen:

„Reichthum ist ein großer Schatz, aber ein noch größerer ist die Rechtschaffenheit!"

XXVI.

Drei weise Sprüche.

Ein reicher Mann ging einst in seinem Garten umher und war heiter und froh. Plötzlich bemerkte er einen kleinen Vogel, der sich in einem Netze gefangen hatte. Er bemächtigte sich desselben und ward nicht wenig erstaunt, das Vögelchen sprechen zu hören:

„Schenke mir die Freiheit, lieber Mann! sprach es; was würde es Dir wohl nützen, wenn Du mich in einen Käfich sperrtest? Mein Anblick kann Dich nicht ergötzen, denn Du siehst, ich habe kein prächtiges Gefieder! Ich kann Dir nicht die Zeit vertreiben, denn ich singe nicht, wie die anderen Vögel. Zur Nahrung werde ich Dir auch

nicht dienen, denn ich bin viel zu klein und kann Dich nicht sättigen. Aber wenn Du mir die Freiheit schenkst, will ich Dir drei weise Lehren geben, die Dir für Dein ganzes Leben nützen können."

Der Herr des Gartens betrachtete das kleine Thier und sprach:

„Wenn Du nicht singst, kannst Du mich freilich nicht ergötzen. Laß aber Deine Weisheit hören; wenn sie mich belehrt, dann sollst Du Deine Freiheit haben!"

Da sprach das Vögelchen:

„Gräme Dich nie über Dinge, die einmal geschehen sind!"

„Wünsche nicht, was Du nicht erlangen kannst!"

„Glaube nicht, was nicht möglich sein kann!" —

Da sprach der Herr des Gartens:

„Du hast mich in der That belehrt! Deine Worte sind weise; ich gebe Dir die Freiheit." —

Er ließ den Vogel fliegen, und sann ernst über die Worte desselben nach, als er leise lachen hörte. Die Stimme kam vom Baum herab, auf dem der Vogel saß.

„Du lachst so heiter?" rief der Mann.

„Ueber die leicht errungene Freiheit", antwortete der

Vogel, „aber mehr noch über die Thorheit der Menschen, die sich ermessen zu behaupten, daß sie an Klugheit alle Geschöpfe überragen. — Wärst Du klüger gewesen, nur so klug, wie ich, dann wärst Du jetzt ein glücklicher Mann, es gäbe keinen reicheren auf Erden!"

„Wie wäre dies möglich?" fragte der Herr des Gartens.

„Nun, erwiederte der Vogel, wenn Du, anstatt mir die Freiheit zu geben, mich behalten hättest. Denn wisse, ich trage in meinem Leibe einen Diamanten von der Größe eines Hühnereies."

Der Mann stand wie niedergedonnert da. Er fuhr mit der Hand durch sein Haar, und nachdem er sich ein wenig in seiner Verzweiflung gefaßt hatte, fing er mit Schmeichelworten also an:

„Du wähnest Dich glücklich, mein kleines Thier, weil Du die Freiheit hast? Siehe der Sommer wird vergehen, der Winter wird mit seinen Stürmen nahen! Die Bäche werden frieren, Du wirst keinen Tropfen finden, der Deinen Durst löscht; die Flur wird Dir kein Samenkorn zu Deiner Nahrung bieten, der Frost wird Dich tödten! Ich aber will Dir ein warmes Gemach einräumen, in

welchem Du frei herumschweben kannst. Wasser und Brod und jede Nahrung, die Du wünschen magst, will ich Dir reichen. Komm herab, ich will Dich überzeugen, daß Du es bei mir besser haben kannst, als in der Freiheit!"

So sprach der Herr des Gartens. Das Vögelchen aber lachte lauter als vorher, und vermehrte den Harm des Mannes.

„Du lachst noch immer?" fragte dieser.

„Allerdings, erwiederte das Thierchen. Siehe, Du gabst mir die Freiheit, der weisen Lehren halber, die ich Dir gab, und Du bist so thöricht, diese Lehren nicht zu beherzigen. Ich war es werth, daß Du mir für dieselben die Freiheit schenktest, und doch hast Du sie nach wenigen Minuten vergessen:

„Du sollst Dich nicht über Dinge härmen, die einmal geschehen sind!" und Du härmst Dich darüber, daß Du mir die Freiheit schenktest.

„Du sollst nicht wünschen, was Du nicht erlangen kannst!" und Du willst, daß ich freiwillig in ein Gefängniß gehe, ich, dem die Freiheit das ganze Leben ist.

„Du sollst nicht glauben, was nicht möglich sein

kann!" und Du glaubst, daß ich einen Diamanten in meinem Leibe berge, der so groß ist, wie ein Hühnerei, und ich selbst erreiche doch kaum die Hälfte seiner Größe!"

Und damit flog der Vogel davon.

XXVII.

Willst Du eine Wohlthat üben, so übe sie bald, damit Deine Hülfe nicht zu spät kommt.

Rabbi Nahum hielt seine gewöhnlichen Vorträge den versammelten Schülern. Wie sehr diese erstaunt waren über die Weisheit, Gelehrsamkeit und Herzensgüte des berühmten Mannes, so waren sie es noch mehr über die Geduld und den Gleichmuth des Rabbi. Er war nämlich blind, und litt an einer schmerzhaften Lähmung der Hände und Füße. Gleichwohl unterwies er seine zahlreichen Schüler ununterbrochen in der Wissenschaft des Talmud, und ertrug alle körperlichen Qualen ohne Murren und Klagen; nur zuweilen hörte man von ihm den Ausruf: „Es ist Alles zum Guten!"

Rabbi Akiba, der ihn einst besuchte, sagte zu ihm: „O Rabbi! Deine Weisheit ist groß, Deine Menschenliebe und Deine Güte werden überall gepriesen! Wie konnte der Allvater so hart Dich züchtigen? Und wie kannst Du so demuthsvoll und standhaft ohne Klagen und Murren so viel Schmerzen ertragen?!"

Rabbi Nahum sprach:

„Der Himmel ist allgütig; ich preise ihn für und für, und wohl weiß er, warum er den Menschen züchtigt! Ihr wisset, meine Zuhörer, — fuhr er fort, — daß der Allvater im Himmel mich mit irdischen Gütern und Schätzen reich gesegnet hat! Ich lebte glücklich, froh und zufrieden an der Seite meines geliebten Weibes. Da trat ich einst eine Reise zu den Eltern derselben an. Ich mochte nicht mit leeren Händen kommen und ließ drei Esel mit reichen Geschenken an Seidenstoffen und anderen kostbaren Sachen beladen. Jedes Thier trug eine schwere Last und auch Lebensmittel und Wein fehlten nicht.

Mit dieser reichen Ladung war ich bereits eine bedeutende Strecke gereist, als ich eines Tages einen abgemagerten, alten Mann erblickte, dem Krankheit und Armuth auf dem Antlitze zu lesen waren. Er streckte mir seine magere Hand entgegen und sprach:

„Elend und Hunger tödten mich! Seit drei Tagen aß ich keinen Bissen Brod!"

Ich hörte ihn ruhig an, er sprach weiter:

„O Fremder, hab' Erbarmen! Ich verschmachte! Der Tod wühlt in meinem Herzen! Der Hunger rafft mich hinweg! O hab' Erbarmen!"

Ich hielt an und sprach:

Warte, ich will meinen Esel abladen!

Ich begann in der That alsbald mit der Arbeit, aber es dauerte länger als ich es gedacht hatte, und als ich das Abladen beendet hatte, sank der kranke Mann zusammen und starb vor meinen Augen.

Ich stand erstarrt vor der Leiche. Es war ein sonnenheller Tag, aber in meine Brust zog die düstere Nacht ein. Die trübsten Bilder tauchten in meiner Seele empor, und es schien mir, als rief eine Stimme: Du hast mit Deinem Erbarmen gezaudert; Du hast diesen Mann getödtet! —

Ich warf mich über den Leichnam hin und weinte und schrie:

„Ihr Augen, sprach ich, Ihr konntet solches Elend sehen; Ihr Füße seid nicht schnell hinzugeeilt; Ihr Hände habt dem Verschmachtenden keine Labe gereicht!"

Da ward es mir, als wenn ich den Zorn des Allmächtigen auf mich herabbeschworen hätte. Ich reiste zu den Eltern meines Weibes, aber ich hatte weder Rast noch Ruhe, und schnell kehrte ich in meine Heimath zurück. Ich wurde krank. Ich ward gelähmt an Händen und Füßen und meine Augen erblindeten."

Die Schüler standen wie vernichtet da; bestürzt sahen sie einander an; Rabbi Akiba aber sprach:

„Wehe mir! daß ich Dich in diesem Zustande sehe; aber wohl mir, daß Du stark genug bist, alles Leid und alle Schmerzen ohne Klagen und Murren zu ertragen! daß Du selber, Dein Leid vergessend, jeden Unglücklichen zur Geduld und Standhaftigkeit ermahnst!"

Die Schüler standen erschüttert. Rabbi Nahum aber erhob seine Stimme und sprach:

„Die Gerichte Gottes sind gerecht!" —

Willst Du eine Wohlthat üben, so übe sie bald, damit Dich später nicht der Vorwurf drückt, dem Elende zu spät die Hand geboten zu haben! —

H. 1.

XXVIII.

Warum ward Moses auserwählt, der Führer einer grossen Nation zu werden?

Es ist bekannt, daß Moses die Heerde seines Schwiegervaters Jithro weidete. Er hütete mit aller Sorgsamkeit die unschuldigen Thiere, die seiner Obhut anvertraut waren, und beobachtete und bewachte seine Heerde.

Da geschah es einmal, daß ein junges Lamm seine Gefährten verließ, und in schnellen Sprüngen forteilte. Moses, der die Ursache der Flucht nicht enträthseln konnte, eilte dem Lamme nach; dieses aber hüpfte in schnellen Sprüngen immer weiter fort. Endlich blieb es stehen; es war ein Quell, an welchem es rastete, und aus dem

es gierig trank. Moses erkannte nun, daß der Durst das kleine Thier von der Heerde entfernt hatte, und empfand ein tiefes Mitleid mit ihm.

„Du kleines Thier, rief er aus, ich konnte nicht ahnen, was Dich von der Heerde trieb; nun aber sehe ich wohl, daß der Durst Dich gezwungen hatte, Dich zu entfernen. Du wirst müde und matt sein, ich will Dich zu Deinen Gefährten tragen!“

Er nahm das Lamm auf seinen Arm und trug es sanft zu der Heerde zurück.

Gott aber sprach: „Da Moses ein so tiefes Mitleiden mit einem Thiere empfindet, wie groß wird nicht sein Mitleid für Menschenkinder sein. Er soll der Führer einer großen Heerde, einer großen Nation sein.“

XXIX.

Dem Lebenden lacht die Hoffnung alle Zeit.

Ein sehr reicher Mann wandte sich an einen weisen Rabbi, mit der Bitte, ihn zu belehren, auf welche Weise er sein Vermögen am besten zum Wohle der Menschheit verwenden könne.

„Der Armen und Dürftigen giebt es Viele, sprach dieser, wohin Du Dich wendest, giebt es Elend und Jammer. Wie glücklich bist Du, da Du dasselbe lindern kannst, denn die Vergeltung des Himmels wird nicht ausbleiben."

Der Reiche dachte:

„Die Vergeltung des Himmels mag ich mir gern erwerben; ich will in vollem Maße mein Geld an Un-

glückliche spenden, aber ich will es nur solchen geben, denen jede Hoffnung, Glücksgüter zu erlangen, verloren ist."

Damit er nicht in seinem gefaßten Entschlusse wankend werde, bekräftigte er denselben mit einem Eide und, nachdem er seine Taschen mit Gold gefüllt hatte, verließ er sein Haus und trat eine Wanderung an. Alsbald sah er einen Menschen im Schatten eines Baumes sitzen, dem Elend und Leid vom Antlitze zu lesen waren. Krankheit hatte seine Wangen gebleicht, und tiefe Furchen sprachen von Harm und Kummer. Der Reiche griff sogleich in seine Tasche; überzeugt, daß dieser Mann verlassen von Gott und Menschen, keine Aussicht für eine glückliche Zukunft habe, legte er schweigend zu den Füßen des Unglücklichen zehn Goldstücke. Er wollte eben mit zufriedenem Herzen davongehen, als der unglückliche Mann sein Haupt erhob und ihn anredete:

„Du spendest mir so viel? Nie bekam ich eine so reiche Gabe, und ich befürchte, durch dieselbe anderen Unglücklichen etwas zu entziehen."

Der Reiche erklärte ihm, daß er dies nicht zu befürchten habe, theilte ihm seinen frommen Entschluß mit, und fügte hinzu:

„Ich habe einen Eid geleistet, den Hoffnungslosen jede Hülfe angedeihen zu lassen, und werde meinen Eid halten.“

„Ja, ich bin elend und dürftig, rief der Arme, aber Dein Geld kann ich nicht nehmen; ich würde Dich zu einem Meineidigen machen, wenn ich Deine Gabe annehme. Ich bin niemals hoffnungslos! Ich sehe mit festem Vertrauen zum Himmel empor und denke, der allmächtige Gott kann mich zu jeder Zeit beglücken und meinem Elend und Drangsal ein Ende machen. Die heilige Schrift sagt: „Siehe, ich erhebe Dich aus dem Staube und setze Dich zu den Reichen und Großen!“

„Ich dachte Dir Gutes zu erweisen, sprach der reiche Mann, Du aber willst mich verhöhnen!“

„Nimmermehr! rief der Andere, ich will nur nicht, daß Du einen Meineid geschworen habest. Du willst Dein Gold nur Hoffnungslosen spenden; mir aber blüht und lacht stets noch die Hoffnung. Nur dem Todten blüht sie nicht, dem Lebenden lacht sie zu jeder Zeit! Behalte Dein Gold.“

Der Reiche nahm sein Geld und ging weiter. Als er aber von einem andern Armen dasselbe hörte, lag ihm sein Eid schwer auf dem Herzen.

„Da nur dem Todten keine Hoffnung lacht, rief er aus, will ich mein Geld den Todten geben, und so meinen Eid lösen!“

Und er ging auf den Friedhof, vergrub das Geld bei den Leichen und kam zufrieden heim, lächelnd über die thörichten Armen, die seine Spende verschmäht hatten. —

Es geschah aber, daß der reiche Mann seine Habe verlor, er wurde arm und ärmer; aber er wagte es nicht, den vergrabenen Schatz zu berühren, weil er eingedenk seines Eides war. Und er wanderte aus seiner Vaterstadt, um sein Heil in der Fremde zu versuchen; aber kein Glück lachte ihm, und nach vielen Jahren der Armuth und des Elendes kehrte er zurück in seine Heimath.

„Nun habe ich wohl selbst die gerechtesten Ansprüche auf mein vergrabenes Geld, sprach er, denn jede Hoffnung ist für mich gestorben!“

Und er ging zur Nachtzeit auf den Friedhof und grub nach seinem Golde. Aber die Wächter gewahrten ihn; sie glaubten, daß er die Leichen berauben wolle, und führten ihn in's Gefängniß.

Des Morgens ward er vor den Richter geführt, der ihn also anfuhr:

„Wie kannst Du Dich erfrechen, die Ruhe der Todten zu stören und einen Raub an ihnen zu begehen?“

Der Unglückliche erzählte:

„Ich war einst reich und schwur einen Eid, mein Gold nur dem Hoffnungslosen zu spenden; da ich aber keine hoffnungslose Menschen fand, legte ich, um meinen Eid zu lösen, mein Gold zu den Todten. Ich war im Begriff, es mir zu holen, da ich jetzt selbst ohne Hoffnung auf irgend einen Erwerb lebe.“

„Niemand würde Deinen Worten glauben, rief der Richter jetzt im mildem Tone; — aber ich glaube Dir! — Erkennst Du mich nicht?“

„Nein!“ sprach der Unglückliche.

„Siehe, nahm der Richter das Wort, ich war jener Bettler, dem Du Dein Gold angeboten! Ich war es, welcher sprach, daß ich und jeder Sterbliche die reichste Hoffnung habe, und siehe, sie hat sich erfüllt.“

Er befahl, daß man auf dem Friedhofe nach dem Schatze grabe, und ließ ihn dem rechtmäßigen Eigenthümer überliefern.

„Siehst Du, rief er, nur dem Todten blüht keine Hoffnung; dem Lebenden aber lacht sie alle Zeit!“

XXX.

Der Fürst und der Schäfer.

Ein Fürst hörte einst von einem frommen gottesfürchtigen Manne. Der Ruf seiner musterhaften Lebensweise und seiner Frömmigkeit hatte die ganze Gegend erfüllt. Er besaß eine kleine Heerde, welche er selbst weidete und verwandte Alles, was er erübrigen konnte, zu Spenden an Arme und Leidende. Er selbst aber wies jedes Geschenk zurück, das ihm für seinen Rath von manchem Reichen geboten wurde.

Der Zufall wollte, daß der Fürst einst in die Nähe der Wohnung jenes Schäfers kam; er hielt es für seine Pflicht, einen Mann, von dessen seltenen Tugenden er so Vieles gehört hatte, kennen zu lernen, und begab sich

mit seinem Gefolge zu ihm. Er fand ihn bei seiner Heerde, versunken in tiefes Nachdenken. Als der Mann endlich die reiche Zahl der Fremden erblickte, erhob er sich und begrüßte sie freundlich. Der Fürst unterhielt sich lange mit ihm; der Mann gefiel ihm mehr und mehr und er sagte:

„Dein Wissen und Deine Tugenden, die Deine Unterhaltung mir offenbarten, flößen mir Ehrfurcht von Dir ein. Der Ruf hat nicht gelogen, und ich will Dir wohl! Ich bin der Beherrscher dieses Landes und bitte Dich, heute an meiner Tafel zu speisen."

„Ich bin von dieser Ehre tief durchdrungen! erwiederte der Mann. Ich bin erfreut die Gewogenheit meines Fürsten zu besitzen; aber erlaube, daß ich Dir für die Gnade, die Du mir gewähren willst, danke!"

„Ist dies Dein Ernst? fragte der Fürst, Du dankst wirklich? Du willst nicht an meiner Tafel speisen?"

„Es ist heute, sprach der Schäfer, ein Tag des Fastens für mich; und ich kann deshalb Deine Einladung nicht annehmen!"

Der Fürst reichte dem frommen Mann die Hand und sprach:

„So bete und faste morgen; heute aber wünsche ich,

Dein Fürst, daß Du mir die Ehre Deiner Gesellschaft schenken, daß Du mit mir speisen mögest!"

„Du sagst, antwortete demuthsvoll der Schäfer, daß ich heute mit Dir speisen und morgen beten und fasten soll? Kannst Du mir, mein huldvoller Fürst, auch sagen, ob ich morgen leben werde?" —

Der Fürst aber drang nicht weiter in den weisen Mann und verließ ihn mit großer Achtung und Bewunderung.

XXXI.

Die Armuth.

Ein armer, dürftig gekleideter Mann kam zu einem Kaufmanne und bat ihn um eine Unterstützung. Es war gerade Mittagszeit und man lud den Armen zu Tische. Wirth und Wirthin unterhielten sich freundlich mit dem Fremden; es wurde spät und er fragte: ob er nicht in ihrem Hause übernachten könnte.

Die Frau sprach zu ihrem Gatten:

„Unsere Bodenkammer ist leer, ich denke, wir könnten den Gast darin beherbergen."

Der Mann machte keinen Einwand und der Arme blieb bei ihnen und bettete sich in die Kammer.

Aber er blieb einen Tag und noch einen, und blieb eine Nacht und wieder eine Nacht, und so verstrichen viele

Tage, und die Frau sah den Mann an und der Mann die Frau.

Endlich sprach diese:

„Willst Du nicht dem Fremden sagen, daß wir ihn recht gern länger bei uns behielten, daß aber unser Vermögen nicht von der Art sei, länger einen Gast beherbergen und ihn mit Speise und Trank versehen zu können?"

Das wurde dem Manne sehr schwer, denn es gab eine Zeit zu welcher Jedermann bei ihm gastliche Aufnahme, Herberge und Tisch für lange Tage fand; aber das Geschick hatte ihm den größten Theil seiner Habe entrissen, sein Vermögen schwand mehr und mehr, und sein Speicher stand leer, wie seine Geldtruhe. Er begab sich mit schwerem Herzen zu dem Fremden und sprach:

„Ich gab Dir Herberge, Speise und Trank, und gern hätte ich Dir Alles noch längere Zeit gegeben, aber Du irrst, wenn Du glaubst, daß meine Mittel noch wie ehedem für Fremde und Gäste ausreichen. Mein Vermögen schwindet, Du kannst nicht länger bei mir weilen; aber gehe zu meinen Nachbaren, sie sind reich und werden Dich freundlich aufnehmen und Dir das bieten, was ich Dir verweigern muß."

Der Fremde sprach:

„O, ich will gern gehen! Ich hätte schon früher Euer Haus verlassen, aber siehe meine dürftigen Kleider! Ich kann mich so den Blicken der Leute nicht aussetzen. verschaffe mir ein anderes Gewand, damit ich anständig erscheinen kann, und ich will zu den Nachbaren gehen."

Der Mann eilte zu seiner Frau und theilte ihr die Worte des Fremden mit. Diese sprach:

„Ich denke lieber Mann, es ist besser den Fremden zu bekleiden und ihn mit Ehren zu entfernen, als daß er noch länger bei uns verweile und mehr aufzehre, als die Kosten eines Kleides betragen. Machen wir ihm ein Gewand."

Der Mann holte einen Schneider und ließ den Fremden bekleiden. Wirth und Wirthin freuten sich über ihren Entschluß und erwarteten den Abschied des Fremden. Aber zu ihrem Erstaunen blieb er dennoch, und die Frau des Hauses fand ihn am andern Tage noch auf dem Boden.

„Wie? Wir haben Deinen Wunsch erfüllt und Dich bekleidet; wir glaubten, Du würdest nun unsere Nachbaren aufsuchen, und Du befindest Dich noch bei uns?"

Der Fremde erwiederte:

„Der Schneider hat mich schlecht bedacht. Siehe, wie kurz und eng mein Gewand ist.“

Mit Erstaunen bemerkte die Frau jetzt erst, daß in der That der Anzug für den Mann sehr kurz und enge war; sie theilte dies ihrem Manne mit, und setzte hinzu:

„Wir müssen unseren Gast mit Ehren entlassen, laß ihm ein besseres, größeres Gewand machen.“

Und wieder ward der Schneider geholt; er nahm ein bequemeres und längeres Maaß, und brachte bald das neue Gewand.

Aber der Gast blieb nach wie vor, und als der Wirth und die Wirthin auf den Boden traten, erblickten sie ihn auf seinem Lager, auf welchem er sich behaglich reckte und streckte.

Der Herr des Hauses sprach verwundert:

„Wie? Du weilst noch immer bei uns? Haben wir Dich nicht noch einmal und nach Deinem Wunsche bekleidet?“

„Ach, erwiederte der Fremde, indem er sich vom Lager erhob; seht ihr nicht, daß auch diese Kleider mich nur spärlich bedecken?“

Mit neuem Erstaunen sahen Mann und Weib, daß in der That auch das neue Gewand dem Manne, der

plötzlich riesig und groß vor ihnen stand, viel zu kurz und zu enge war.

„Seid nicht erschrocken, sprach der Gast, weder Ihr traget die Schuld noch der Schneider. Er mag wohl ein richtiges Maaß genommen haben; aber seht, ich bin die „Armuth", ich wachse stets und werde größer und größer, und wo ich einmal eingekehrt, von da bin ich schwer zu entfernen!"

XXXII.

Der Weise und die Prinzessin.

Rabbi Josua, der Sohn des Chanina, stand wegen seiner großen Gelehrsamkeit in so großer Achtung, daß er Zutritt am Hofe des Kaiser Trajan hatte. Der Kaiser und seine Tochter unterhielten sich gern mit dem weisen und berühmten Manne, und er ward von ihnen ebenso geehrt und geschätzt, wie vom ganzen Volke. Der Rabbi war aber auffallend häßlich, und sein Gesicht von so dunkler Farbe, daß sich die Kinder vor ihm fürchteten. Einst fragte ihn die Prinzessin:

„Woher mag es kommen, daß ein so großer Geist in einem so häßlichen Gefäße enthalten ist? Hättest Du nicht schöner sein können, Josua?"

Der Weise besann sich nicht lange, sondern fragte die Tochter Trajans:

„In welche Gefäße läßt der Kaiser, Dein Vater, seinen besten Wein füllen um ihn aufzubewahren?"

„In irdene," erwiederte sie.

„Ei, sprach der Rabbi, wie schade! Der Kaiser sollte ein so edles Getränk in goldenen oder silbernen Gefäßen aufbewähren lassen."

Die Tochter fand in der That die Worte des Rabbi wahr und recht, und ließ den Wein aus den irdenen Gefäßen in goldene und silberne umfüllen. Bald darauf verlangte der Kaiser Wein, und war nicht wenig erstaunt, ihn sauer und schlecht zu finden. Er erfuhr nun, was seine Tochter auf den Rath des Rabbi Josua gethan hatte, und ließ ihn kommen.

Der Kaiser sprach ernst zu ihm:

„Wie konntest Du meiner Tochter einen so schlimmen Rath geben? — Mein Wein ist sauer und verdorben!"

„Ich wollte, erwiederte Rabbi Josua, der Prinzessin den Beweis geben, daß der Wein sich schlecht in reichen, aber gut in schlechten, gewöhnlichen Gefäßen halte, — und so auch die Weisheit besser bei häßlichen Personen gedeihe."

Die Prinzessin hatte die Unterhaltung mit angehört und fragte:

„Aber ich habe ja auch schöne Männer, mit großer Weisheit begabt, gefunden?“

„Sei überzeugt, antwortete der Rabbi, daß sie zehn Mal weiser gewesen wären, würden sie minder schön gewesen sein. Denn Schönheit und Eitelkeit gehen Hand in Hand, und letztere tödtet Lernbegierde und Fleiß.“ —

H. 8.

XXXIII.

Die Ehescheidung.

Zu Sidon lebte ein Ehepaar in Eintracht bereits seit zehn Jahren; aber diese Ehe blieb kinderlos, und der Gatte fühlte sich unglücklich bei dem Gedanken, daß seine Habe in den Besitz Fremder gelangen werde. Er wurde immer trüber gestimmt und faßte endlich einen ernsten Entschluß:

„Höre, sprach er eines Tages zu seinem Weibe, Du weißt, daß wir stets glücklich miteinander lebten; aber der Himmel hat unsre Ehe nicht mit Kindern gesegnet; der Gedanke martert mich, daß einst Fremde meine Schätze besitzen werden! — Wir müssen uns trennen!"

Die Frau ward tief ergriffen von diesen Worten, denn sie liebte ihren Mann zärtlich; aber sie konnte sei-

nen Worten nichts entgegnen, denn sie wußte, daß das Gesetz jede kinderlose Ehe, nach einem gewissen Zeitraum, auf Verlangen des einen der beiden Gatten scheiden durfte. Sie mußte sich in den Willen ihres Mannes fügen.

Beide gingen zu dem berühmten Rabbi Simon ben Jochai, und der Mann theilte diesem seinen Entschluß und den Grund desselben mit. Der Rabbi zeigte sich zwar sogleich bereit, dem Wunsche des Mannes zu willfahren; er war aber den Beiden befreundet, und ihre Trennung schmerzte ihn. Er unterhielt sich daher noch lange mit ihnen, dann sprach er endlich:

„Ihr habt in Zufriedenheit und in Eintracht lange Jahre gelebt, Eure Ehe war eine musterhafte; es freut mich, daß Ihr Euch in Frieden trennen wollt. Ihr habet keinen Haß und Unwillen gegen einander im Herzen. Ich weiß, mit welcher Pracht und mit welchem Jubel Eure Hochzeitsfeier einst begangen worden ist. Welch ein prächtiges Fest vereinte Eure Freunde und Jugendgenossen um Euch! Es herrschte Frohsinn und Freude, und Alles war geschmückt zur Lust und zum Vergnügen, und Gesang und Saitenspiel ertönte am Tage Eurer Vermählung! —

Möchtet Ihr nicht, fuhr der Rabbi fort, bei Eurer

Trennung, die so friedlich geschieht, ein ähnliches Fest begehen? Seid heiter und froh, schmücket Euch wie damals, ladet Eure Freunde, wie an Eurem Hochzeitsfeste zu einem Mahle ein, und mag der Tag Eurer Trennung ebenso feierlich begangen werden, wie der Tag Eurer Vereinigung!"

Das Ehepaar horchte hoch auf und sah einander an; der Rabbi aber fuhr fort:

„Wenn das Fest vorüber ist, dann kommet zu mir, meine Kinder, Ihr sollt geschieden werden!"

„In der That, sprach der Mann, wenn es schön ist, sich bei einem glänzenden Mahle zu verbinden, warum sollte es nicht ebenso schön sein, sich bei einem ähnlichen Feste zu trennen?"

Das Ehepaar war mit dem ausgesprochenem Wunsche des frommen Rabbi ganz einverstanden; und Beide eilten, das Mahl für die Freunde zu bereiten.

Als die Gäste kamen, fanden sie eine prachtvolle und reichgeschmückte Tafel; Heiterkeit und Jubel begann in allen Räumen zu herrschen. Die Frau selbst schien lauter Fröhlichkeit; aber in ihrem Innern zehrte der Harm, und tief betrübt dachte sie an das Ende des Festes, das sie ihrem Glücke für immer entreißen sollte. Auch der

Mann war im Herzen nicht recht froh und heiter; und als der Becher herumging, reichte er ihn freundlich seinem Weibe und rief:

„Nicht wahr? Wir haben zehn Jahre hindurch in der glücklichsten Ehe gelebt, und wenn sie der Himmel mit Kindern gesegnet hätte, dann würde ich wahrlich an eine Trennung nicht gedacht haben?!"

Die Frau trank ihrem Manne zu und sprach:

„Möchtest Du mir wohl ein Andenken gewähren?"

„Mein liebes Weib rief der Mann, der, wie der größte Theil der Gäste, schon des Weines voll war, nimm, was Dir in meinem Hause am Besten gefällt, es soll Dein sein! Nur sei heiter und froh!" —

Die Becher wurden nach wie vor fleißig gefüllt und ebenso fleißig von den Gästen und ihrem Wirthe geleert. Hier und da neigte schon Mancher schlummertrunken das Haupt. Die Frau des Hauses munterte aber stets zum Trinken auf, bis ihr Mann auf seinem Sessel eingeschlafen war.

Sein Rausch war so stark, daß er erst spät am anderen Tage erwachte. Zu seiner Verwunderung, sah er, daß er sich in einem fremden Zimmer befand. In diesem Augenblicke trat seine Frau ein.

„Wo bin ich, fragte ernst und streng der Mann, ich bin nicht in meinem Zimmer?"

„Du bist, erwiederte die Frau sanft, in dem Hause meiner Eltern!"

„Und wie kam ich hierher? fragte der Mann, ich bin fortan ein Fremder in diesem Hause. Was bedeutet dies?"

„Ich bat Dich gestern, sprach die Frau, um ein Andenken aus Deinem Hause. Du gewährtest meinen Wunsch und erlaubtest mir das Beste mitnehmen zu dürfen. Was aber habe ich wohl Lieberes, als Dich? Und was erscheint mir wohl werthvoller und kostbarer, als Du, mein Ehemann? — Darum ließ ich Dich während des Schlummers in dieses Haus tragen."

Der Mann ward von den Worten der Frau auf's Tiefste gerührt, er umarmte sie, dachte nicht mehr an die Trennung und sprach:

„So wollen wir denn für dieses Leben beisammen bleiben!" —

Sie meldeten dem Rabbi ihren Entschluß; er segnete sie, und das glückliche Paar lebte noch viele Jahre in Eintracht und Glück.

XXXIV.

Die Freunde des Menschen.

Rabbi Jose ben Kisma gehörte zu den, wegen ihrer Weisheit und Gelehrsamkeit, aber auch wegen ihrer Armuth und Uneigennützigkeit bekannten Männern Jerusalems. Eines Tages besuchte ihn ein begüterter, aber nichts weniger als gelehrter Mann aus der Provinz. Dieser sprach zum Rabbi:

„Ich habe Dich aufgesucht, weil der Ruf Deiner Frömmigkeit und Gelehrsamkeit bis zu meinem Wohnorte gedrungen ist, ich bin sehr wohlhabend und suche einen weisen Mann, der mein Gesellschafter und Freund sein soll. Folge mir nach meiner Vaterstadt! Du wirst dort nach Belieben in den Büchern der Weisheit forschen können,

keine Sorge soll Dich quälen: nur gönne mir die Ehre Deiner Gesellschaft und Freundschaft!"

Kisma erwiederte:

„Deine Einladung ist schmeichelhaft für mich, aber es ist mein Grundsatz, nicht nach einer Stadt zu ziehen, in welcher keine Gelehrten wohnen! Das Forschen unserer weisen Lehren in Gesellschaft gelehrter Männer ist mein Licht, meine Nahrung und mein Leben. Ich kann Jerusalem, den Sitz und den Quell alles Wissens, nicht verlassen. Wenn Du aber einen Freund suchst, der Dir beistehen soll in allen Nöthen dieses Lebens und auch im zukünftigen Leben, dann bist Du nicht vergebens zu mir gekommen, ich werde Dich lehren, wie Du einen solchen Freund erwerben kannst!"

Der Fremde war hoch erfreut und hörte aufmerksam auf die Worte des ben Kisma, der also fortfuhr:

„Es lebte einst bei Hofe ein, vom Fürsten hochgeschätzter Mann; er war beliebt bei allen Großen des Reiches; er besaß die Gunst Aller, die ihn kannten, und erwarb sich viele Freunde! Lange genoß er die Gunst des Fürsten; endlich aber stürzte ihn ein angebliches Vergehen, das die Verläumdnng ersonnen hatte, und plötzlich erhielt er durch einen Boten den strengen Befehl, sogleich vor dem

Fürsten zu erscheinen, um Rechenschaft von seiner That abzulegen.

Die Bestürzung des Günstlings war eine unbeschreibliche, er konnte keine Fassung gewinnen, und war nicht fähig dem Boten zu folgen. Da goß die Hoffnung einen Lichtstrahl in sein trübes Gemüth. Er dachte an seine Freunde und sandte schnell zu denjenigen von ihnen, dem er seine ganze Gunst, seine Liebe im höchsten Maaße gespendet hatte, und der durch ihn am Hofe zu Würden und Aemtern gelangt war.

„Du weißt sagte er zu demselben, daß ich eines angeblichen Verbrechens halber, die Gunst meines Fürsten verloren habe. Er hat mich in diesem Augenblicke vor sich geladen; ich aber bin nicht eines Wortes fähig, das ich zu meiner Vertheidigung anführen könnte. Du stehst in der Gunst des Fürsten, Du sollst mich zu ihm begleiten! Ein Wort von Dir wird ihn von meiner Unschnld überzeugen!"

Der Höfling erwiederte kalt:

„Ich mag mich nicht der Gefahr aussetzen die Gunst meines Fürsten zu verlieren!"

Er verließ den Unglücklichen, und dieser sandte zu einem andern Freunde, welchem er ebenfalls viele wich-

tige Dienste erwiesen hatte. Er bat ihn um seine Begleitung und Fürsprache.

„Du bist bestürzt und befangen, rief ihm dieser tröstend zu, fasse Dich, Deine Unschuld kann ja erwiesen werden! Ich will mit dir bis zu der Pforten des Palastes gehen; Dich vertheidigen aber kann ich nicht, denn ich fürchte den Zorn des Fürsten!"

Er entfernte sich und der Arme sandte in seiner Verzweiflung zu einem dritten Freunde und trug ihm die gleiche Bitte vor. Wie war er freudig erstaunt, als er von diesem Freunde, den er bei Hofe fast unbeachtet gelassen hatte, folgende Worte vernahm:

„Sei muthig und hoffe! Ich will mit Dir gehen; ich fürchte den Zorn des Fürsten nicht, da es sich darum handelt, die Unschuld eines Freundes zu vertheidigen!"

„Wie glücklich bin ich, rief der gefallene Günstling: ich habe einen wahren, aufrichtigen Freund gefunden!" —

Hier machte Rabbi ben Kisma eine Pause; dann aber fuhr er fort:

„Der König, der nach dem gefallenen Günstling sandte, ist der große allmächtige Gott! Sein strenger Bote ist der unerbittliche Tod, der den Menschen vor sein Gericht fordert! Der Freund, dem sich der Mensch mit

aller Liebe in die Arme geworfen, dem er am Meisten vertraute, und auf welchen er am Meisten baute, ist das Geld; aber dieser Freund begleitet ihn keinen Schritt. —

Der zweite Freund, der ihn bis zu den Pforten des Palastes begleitet, ist Weib und Kind; sie gehen mit ihm bis zum Grabe, aber seine Fürsprecher sind sie nicht! —

Der Dritte aber, der die Menschen begleitet in diesem Leben und ihm folgt über das Grab hinaus bis vor den Richterstuhl Gottes, dieser dritte Freund ist jede gute That, die der Mensch verrichtet!!! — —

Du hast Gold, thue Liebes und Gutes, lindre Elend, hilf dem Bedrängten, kleide den Armen, stütze den Gebeugten, und das Bewußtsein dieser Thaten wird Dich überall begleiten und Dein treuster Freund im Leben und im Jenseits sein!"

XXXV.

Das Geschenk der Unsterblichen.

Alexander hatte bereits unzählige Reiche erobert, Könige und Fürsten unterjocht; sein Ruhm erfüllte weit und breit den Erdkreis, und die ganze Welt feierte seinen Namen. Aber er kannte nicht die Ruhe, es trieb ihn rastlos zu neuen Schlachten und Siegen, und er zog immer tiefer hinein nach Indien, in Provinzen und Länder, die den meisten Lebenden unbekannt waren; denn sein Ehrgeiz kannte keine Grenzen, und er mochte gern den Ruhm erringen, die ganze Welt erobert zu haben.

Eines Tages hatte das Heer unwillkührlich Halt gemacht; es rückte nicht weiter vor und Alexander selbst blieb, sich umschauend, verwundert stehen.

Man war nämlich in eine Gegend gekommen, in

welcher Alles, was man sah eine sonderbare Färbung hatte. Das Blau des Himmels erschien heller und glänzender, als überall, das Grün des Grases und das der Blätter der Bäume, war lebhafter und schöner; das Gefieder der Vögel, die hin und her über den Häuptern der Krieger flogen, war prachtvoll und leuchtend. Nie gesehene Bäume erblickte man hier, und Thiere von seltsamer Gestalt eilten in das nahe Dickicht. Es herrschte ein Summen und Klingen in der Luft, und das Rieseln der Bäche klang wie das Getön von silbernen Gefäßen, wenn sie zusammen stoßen. Ein eigenes Gefühl beherschte das ganze Heer, und Alexander selbst fragte die aus Palästina mitgebrachten Weisen oder Chaldäer, wo er sei, und in welcher Gegend er sich befinde.

Die Chaldäer sprachen:

„Beuge Dich tief in Staub, großer Alexander! Dir ward das größte Glück eines Sterblichen zu Theil! Dein Fuß drang, wohin nie der Fuß eines lebenden Menschen kam, Du stehst vor der heiligen Pforte des Paradieses!"

Da blickte Alexander empor, er wollte vorwärts schreiten; aber sein Fuß ward aufgehalten; er zog sein Schwert und wollte mit aller Macht weiter dringen, aber es prallte zurück.

„Ich bin Alexander, rief er, der Herr der Welt, ich habe unzählige Provinzen und Länder erobert, ich begehre Einlaß in das Paradies!"

Da war es, als schwirrten und schwankten Gestalten über seinem Haupte, und eine Stimme rief:

„Hier dringt kein Sterblicher ein! Du magst irdische Fürsten besiegen, doch vergebens ist Dein Kampf mit Unsterblichen!"

So gern Alexander die Räume der Hingeschiedenen gesehen hätte, so fühlte er, daß hier Gewalt vergeblich sei.

„Gebt mir, rief er bittend, gebt mir, dem großen Alexander, wenigstens ein Andenken aus dem Paradiese, als Zeugniß für die lebende Menschheit, daß ich mich befand an den Pforten der Wohnung der Unsterblichen."

Da schwirrten und schwankten wieder Gestalten in der Luft; es klang, es tönte, und es fiel Etwas zu seinen Füßen.

Erfreut beugte sich Alexander nieder; er griff nach dem Geschenke der Unsterblichen; — es war ein Schädel."

„Und das, sprach er, ist die Gabe der glücklichen Bewohner des Paradieses? — Deutet mir, rief er den Chaldäern zu, die Absicht dieser Geister! Gab es nichts Besseres in ihrer gesegneten Wohnung?"

Die Chaldaeer traten hinzu, und Einer sagte:

„Was können die Unsterblichen dem großen Alexander Schöneres geben, als eine ernste Mahnung? Du besitzest Alles, was der Mensch, was ein Fürst besitzen kann; was willst Du mehr? — Betrachte diesen Schädel, er ist der Ueberrest eines Menschen, der so lange er lebte, nicht aufhörte zu wünschen und zu verlangen; jetzt ist er Nichts; aber er ist eine Gabe der Unsterblichen. Laß, o großer König, eine Waage herbeibringen."

Die Waage wurde herbeigebracht.

Einer der Chaldaeer gebot, den Schädel auf die eine Schaale, auf die andere aber Metall, Erz, Silber und Gold zu legen. Es geschah. Wie erstaunte Alexander, als er sah, daß das Silber, Gold und das ganze Metall hoch in die Luft schnellte, der Schädel aber fest und schwer auf seiner zu Boden gesunkenen Schaale lag! Der Chaldaeer befahl das Gewicht zu verdoppeln; aber der Versuch hatte denselben Erfolg.

„Und giebt es Nichts, fragte Alexander, was die Schaale des Schädels empor schnellen macht?" und sein Auge weilte unverwandt auf demselben.

„O ja!" — sprach der Chaldaeer, beugte sich nieder, hob etwas Erde auf, bedeckte damit den Schädel, und

hoch schnellte die Schaale empor, in welcher sich der letztere befand. Und als Alexander ernst und staunend den Chaldaeer ansah, sprach dieser:

„Und dies ist die Deutung der Gabe der Unsterblichen: Dieser Schädel ist der Mensch, der so lange er lebt, in seinen Wünschen zügellos und unersättlich ist; Nichts befriedigt ihn! und die Erfüllung eines Wunsches giebt nur Raum einem neuen. Du, o großer König, Du hast so viele Reiche und Länder erobert, so viele Fürsten bezwungen und unterjocht und bist nimmer satt des Blutes und der Schlachten. Dein Ehrgeiz kennt keine Grenzen und Deine Ruhmsucht ist unendlich; aber sie werden aufhören, wenn Dich der Staub der Erde bedeckt!"

Und der große Alexander kehrte um und starb zu Babylon im dreiunddreißigsten Jahre seines Alters.

XXXVI.

Ein tugendhaftes Weib ist der Trost ihres Mannes und der grösste Schatz dieser Erde.

Rabbi Mair befand sich während des Sabbath in der Synagoge und lehrte die Weisheit des Talmuds. Nach verrichteter Abendandacht kehrte er heim, und wollte, der Sitte gemäß, seine beiden Söhne segnen. Als er sie vermißte, fragte er sein Weib:

„Wo sind unsere Söhne?"

„Ich glaube, erwiederte diese, daß sie in die Synagoge gegangen sind, und bald heimkehren werden."

Nach einer Weile sprach der Gatte wieder:

„Ich glaube nicht, unsre Kinder dort bemerkt zu haben."

Er begann indeß die zum Schluß des Sabbath üblichen Gebete herzusagen. Nach deren Beendigung sagte er

„Es ist mir auffallend, daß unsre Söhne nicht hier sind; ich will sie segnen!"

Die Frau sprach:

„Sie werden sich mit Freunden in ein Gespräch vertieft, und sich dieserhalb verspätet haben!"

Das Essen wurde aufgetragen. Rabbi Mair aß, betete und fragte endlich zum dritten Male nach seinen Söhnen, über deren langes Ausbleiben, er immer beunruhigter wurde.

Da sprach sein Weib: „Erlaube, lieber Rabbi, daß ich Dich frage, ob ich ein mir vor kurzer Zeit übergebenes Pfand dem Eigenthümer wiedergeben darf?"

„Welche Frage? sprach der Mann, kannst Du es mit Deinem Gewissen vereinbaren, ein Dir anvertrautes Unterpfand seinem Eigenthümer vorzuenthalten?"

„Dies ist auch nicht meine Absicht, nahm die Frau das Wort; ich wollte es ihm nur ohne Dein Wissen nicht zustellen! — Wenn Du mich begleiten willst, so könnte ich Dir das Pfand zeigen!"

Der Rabbi folgte seiner Frau in's Schlafgemach; hier hob sie eine weiße Decke von ihrem Bette empor, und Rabbi Mair erblickte zu seinem Entsetzen die Leiche seiner hoffnungsvollen Söhne!

Sie waren Beide in einen Brunnen gestürzt; man hatte sie todt herausgezogen, und der Mutter heimgebracht.

Rabbi Mair blickte erstarrt auf die Leichen; die Frau wandte sich ab und weinte bitterlich. Dann aber trocknete sie ihre Thränen und sprach zu dem Manne, welcher laut schrie und wehklagte:

„Siehe dies ist das uns anvertraute Pfand! Klage nicht, jammere nicht! Gott hat uns diese Söhne gegeben, er hat sie wieder genommen! Sein Name sei gelobt!"

Rabbi Mair blickte zum Himmel empor und wiederholte:

„Gott hat sie gegeben, Gott hat sie genommen; sein Name sei gelobt!" — Dann, nach einer Pause fuhr er fort: „Und dreimal mehr sei er gepriesen, denn er hat mir ein tugendhaftes Weib beschieden, das mein Trost in diesem Unglück ist! — Dein Werth ist größer, rief er seine Gattin zu, als jeder Schatz dieser Erde."

XXXVII.

Der Geizige.

Es lebte einst in einer Stadt ein reicher Mann; er hatte Geld und Gut, und viele Kisten waren angefüllt mit kostbaren Geräthen von Silber und Edelsteinen. Aber so reich der Mann war, so geizig war er; er schenkte keinem Armen einen Pfennig, unterstützte Niemanden, und besuchte nicht einmal ein Gotteshaus, aus Furcht die übliche Gabe spenden zu müssen. Man nannte ihn deßhalb immer nur den „Geizhals!" — Dennoch konnte der Mann auch uneigennützig sein; er weihte die neugebornen Knaben für den Glauben Jehova's nach der Vorschrift der heiligen Gesetze, und verrichtete dieses Amt mit solcher

Liebe, daß er niemals einen Unterschied zwischen Arm und Reich machte und keine Kosten scheute, wenn er dasselbe auch in entfernten Städten, verrichten mußte.

Einst stand er in der Thür seines Hauses, als sich ihm ein fremder Mann näherte und ihn folgendermaßen anredete:

„Mein Weib hat mir einen Sohn geboren; ich wünsche, daß Du ihn für den Glauben Jehova's weihen möchtest!"

Der Geizhals sprach:

„Das ist meines Amtes! Warte, ich folge Dir; wo wohnst Du?"

„Ueber Land, etwas weit, doch ich fahre schnell; ich habe gute Pferde und einen leichten Wagen!"

Der Geizhals ging in sein Haus, warf noch einen Blick auf die wohlverschlossenen Kisten und Kasten, verriegelte Thür und Thor und folgte dem Fremden. Anfangs ging die Fahrt ruhig und langsam, und die Gegend war unserm Manne wohlbekannt; aber bald jagte der Fremde in Sturmesschnelle dahin, daß die Pferde dampften. Es ging über Stock und Stein in schnurgerader Richtung über wüste Gefilde, Berge und Thäler, bis der Nebel herabfiel und die Dunkelheit hereinbrach.

Unser Geizhals hatte den ganzen Tag keinen Vogel singen, keine Biene summen und keinen Bach rauschen hören. Als der Mond heraufstieg, sah er sich ängstlich um und erschrak nicht wenig, als er bemerkte, daß die Pferde keinen Schatten hatten. Sie jagten dahin in Windeseile, und wieherten und stampften. Die Fahrt wollte kein Ende nehmen. Da sprach er beklommen zu seinem Führer:

„Wohin bringst Du mich?"

Der Fremde sprach:

„Bald sind wir zur Stelle!"

Und in der That, der Tag brach an, die Nebel zerstreuten sich, die Sonne stieg herauf und bestrahlte ein kleines Dörfchen; es lag in einem stillen Thale und süße Behaglichkeit schlich in das Gemüth des geängstigten Mannes. Der Fremde fuhr nun langsam in das Dorf ein, wo sich bald eine Schaar von Männern versammelte, und ihn und den Gast begrüßte. Die Diener führten die Rosse in den Stall; der Fremde aber jenen in sein Haus. Hier sah der Gast nichts als Glanz und Kostbarkeiten; alle Gegenstände waren mit Gold, Silber und Edelsteinen belegt. Die Thüren waren von Elfenbein gezimmert; Schlösser, Angeln, Riegel und alle Nägel waren von

Gold und Silber. Der Wirth hatte den Gast verlassen, und dieser schwelgte in dem Gedanken, welche Kostbarkeiten ihm wohl als Geschenke zufallen würden. Er ging von einem Zimmer in's andere, und trat auch endlich in das Gemach der Wöchnerin. Wie war dem Geizhals in diesen Räumen zu Muthe? Welchen Glanz erblickte er hier? Die Wöchnerin, die schönste Frau, die er jemals gesehen, lag in einem silbernen Bette, das kleine Knäblein aber in einer Wiege von Gold!

Kaum hatte ihn die Frau des Hauses erblickt, als sie ihm ein Zeichen gab, sich ihr zu nähern, und ihm leise zuflüsterte:

„Ich bin erfreut, Dich hier zu sehen. Du wirst mir einen wichtigen Dienst erweisen; ich will Dir dafür dankbar sein und ein Geheimniß entdecken. Wisse, daß Du nicht unter Menschen bist! Es sind Dämonen, die hier hausen, und der Dich hergeführt, ist auch ein Dämon, ist mein Mann. Was Du hier siehst ist eitel Lug und Trug; Glanz und Pracht und Edelsteine und Gold ist nur Schein und Schimmer, der verfließt und verschwimmt wie Nebel und Dunst."

Dem Manne ward entsetzlich zu Muthe. Das Weib fuhr fort:

„Ich aber bin ein Menschenkind wie Du; ich wurde in zarter Jugend geraubt, der Glanz der Geschenke meines Mannes blendete mich, und so ward ich die Frau eines Dämon! Wenn ich aber verloren bin, will ich allein verloren sein; Dich aber will ich retten!"

„Ich bin verloren?" fragte der entsetzte Geizhals.

„Du darfst, erwiederte das Weib, weder Speise noch Trank hier genießen, noch irgend ein Geschenk, sei es klein oder groß, annehmen."

Dies waren ihre letzte Worte. Er aber verließ sie in Todesangst. Er dachte an die Heimath, an sein Gut und Gold, und glaubte, Alles sei verloren und er selber sei jetzt schon den Dämonen verfallen. Abends hörte er Rosse und Wagen daherbrausen. Es rasselte und rollte; von allen Seiten kamen die Dämonen gefahren und geritten. Der Gast mußte sich wieder in das Wohnzimmer der Wöchnerin begeben, um in Gemeinschaft mit den anderen Gästen Gebete zu verrichten, welche das Kind schützen sollten vor Gespenstern und bösen Geistern, die allen Neugeborenen nach dem Leben trachten.

Bei der Mahlzeit schmausten und zechten die Dämonen und waren lustig und heiter; der Geizhals aber rührte nichts an. Der helle Kerzenglanz leuchtete herab

herab auf alle die Pracht; in der Seele des Gastes aber war es schwarze Nacht. Er sah nichts und hörte nichts; er dachte nur an die Worte der Wöchnerin, und schloß in dieser Nacht kein Auge.

Früh schon weckte ihn der Hausherr und führte ihn in einen Tempel, wohin bald eine große Anzahl von Männern folgte. Der Gast verrichtete dort auch das Amt eines Vorbeters, und sang, von Angst gefoltert, in tiefer Andacht die üblichen Gebete, und die ganze Dämonenschaar sang mit ihm um die Wette, und ihre Töne verstärkten nur sein Grauen. Nach der Andacht brachte man das Kind, und der Gast verrichtete sein Amt. Nach Sitte und Brauch nahmen Alle auf der Stelle einen Imbiß ein; der Gast aber weigerte sich, unter dem Vorwande, fasten zu müssen.

Da sprach der Wirth:

„Es ist Pflicht, daß wir unsern Gast ehren und die Mahlzeit bis zum Abend verschieben."

Der Geizhals ging in Todesangst umher und dachte an sein Seelenheil und seine Rettung. Der Tag verging und der Abend kam heran, und man führte ihn zu dem prächtigen Mahle.

Die Dämonen setzten sich an die Tafel, zechten und

schmausten wieder und jubelten in Lust und Freude; er aber schützte Krankheit vor, und saß da in Angst und Leid, und das Jauchzen der Geister mehrte noch seine Qual. Da erhob sich plötzlich der Wirth und winkte ihm nach einem Nebenzimmer; der Geizhals aber dachte: jetzt naht deine Todesstunde! und folgte zitternd dem Herrn des Hauses.

Dieser öffnete das Zimmer und der Blick des Gastes fiel auf eine Menge prachtvoller Geräthe. Der Wirth sprach:

„Du hast mir einen wichtigen Dienst erwiesen, ich will Dich belohnen. Wähle Dir ein Geschenk von diesen Kostbarkeiten."

Der Geizhals zitterte; er sprach voller Angst:

„Ich habe des Silbers genug daheim und muß Dir danken."

Da öffnete der Wirth ein zweites Zimmer. Hier blitzte und strahlte Alles von Gold.

Der Wirth sprach:

„Gefällt Dir nichts von diesen Dingen?"

„Ich habe, sprach der Gast, des Goldes genug daheim!"

Und wie auch der Wirth in den Gast drang, dieser verweigerte die Annahme jedes Geschenkes.

Da öffnete der erstere noch ein Zimmer. Hier aber strahlte weder Glanz noch Kostbarkeiten, und der Gast sah mit Verwunderung und Erstaunen nur eine Menge Schlüssel, große und kleine, rings an den Wänden hängen. Jedes Schlüsselbund hing an einem besondern Nagel.

„Wie? fragte der Wirth, Du bliebst ruhig und kalt bei aller Pracht und Herrlichkeit, bei allen Reichthümern und Schätzen, die ich Dir zeigte, und bist erstaunt beim Anblick dieser Schlüssel, die doch nur von Eisen sind?"

Das Staunen des Gastes aber ging bald in Entsetzen über, er wurde bleich, wie der Tod; sein Auge hing an einem Schlüsselbunde, das ihm wohlbekannt war, und er sah, wie der Arm des Wirthes sich reckte und streckte und eben dieses Schlüsselbund vom Nagel herablangte. Der Gast sprach zitternd und beklommen:

„Sind es nicht meine Schlüssel? Ja, es sind meine Schlüssel, die Schlüssel derjenigen Kisten, in denen ich meine Schätze bewahrt habe."

Der Wirth aber sprach ruhig und kalt:

„Ja wohl sind es Deine Schlüssel, die Schlüssel zu

Deinen Schätzen. Erbleiche nicht, zittere nicht; Du hast mir einen wichtigen Dienst erwiesen und nahmst nicht einmal ein Geschenk von mir, ich will Dir auf andere Weise erkenntlich sein. Wisse, daß ich ein Dämon bin! Ich bin der Herr und Meister der Dämonenschaar, welche die Macht hat über alle Reichthümer und Schätze derjenigen Menschen, welche geizig sind wie Du, die keinem Gotteshause noch den Armen etwas spenden, wie Du! Alle diese Menschen sind darum auch nicht die Herren ihrer Schätze und Reichthümer; wir besitzen die Schlüssel zu denselben und bewahren sie; sie selbst haben keinen Genuß während ihres ganzen Daseins. Du aber, nimm Deine Schlüssel hin, Du sollst fortan Herr sein Deines Eigenthums und Deiner Reichthümer."

Der Geizhals griff zitternd nach dem Schlüsselbunde; der Wirth aber gab ein Zeichen. Ein Wagen fuhr vor, der Gast bestieg ihn, und fort ging's mit ihm der Heimath zu.

Vor der Thür seines Hauses stieg der Geizhals ab; als er sich umsah, waren die Rosse und ihr Führer ververschwunden. Er aber öffnete die Behälter seiner Schätze, spendete Almosen, bekleidete die Armen und wirkte Edles

und Gutes. Ein neues, schönes Leben begann für ihn, und er ward ein andrer Mann.

Man nannte ihn bald nicht mehr den „Geizhals"; er lebte hochgeehrt, und starb unter den Segnungen Aller, die ihn kannten.

XXXVIII.

Die Ungerechtigkeit ist immer eine Gefährtin der Lüge.

Die Arche des Noah war fast gefüllt, als die „Lüge", die er nicht kannte, ebenfalls Einlaß begehrte. Noah verweigerte ihn, indem er sagte:

„Ich darf Dich nicht aufnehmen; meine Vorschrift befiehlt mir, Alles paarweise einzulassen! Schaffe Dir eine Gefährtin, ich werde Dir alsdann den Eintritt in die Arche nicht verweigern."

Die Lüge entfernte sich unmuthig; denn sie dachte, in der Arche viel erwerben zu können, und ein weites Feld für ihr Schaffen und Thun zu finden. Sie ging bestürzt und nachdenkend davon, als ihr zufällig eine alte Freundin, die „Ungerechtigkeit" begegnete. Augen-

blicklich fiel ihr der Gedanke ein, um jeden Preis diese Freundin für sich zu gewinnen, und sie war erfreut, als diese sie freundlich anredete:

„Woher kommst Du?"

„Ich komme, antwortete die Lüge, indem sie einmal die Wahrheit sagte, von Noah; ich habe ihn um Einlaß in die Arche gebeten, er hat mir jedoch denselben verweigert."

„Warum?" fragte die Freundin.

„Weil er, sprach die Lüge, Alles nur paarweise aufnehmen darf, und ich habe keine Gefährtin! — Höre, fuhr sie fort, Du bist stets meine Freundin gewesen, würdest Du wohl meine Gefährtin sein? Ich würde Dir allen Gewinn zufließen lassen, den ich durch meine Thätigkeit in der Arche erwerbe!

Die Ungerechtigkeit glaubte zwar der Lüge nicht, aber sie dachte ihr gewachsen zu sein, und sprach: „Wenn Du mir in der That Deinen gesammten Erwerb versprichst, dann will ich Dir zur Arche folgen und Deine Gefährtin sein!"

Die Lüge, welche gar nicht daran dachte, ihr Versprechen zu halten, erwiederte:

„Du kannst Dich auf mein Wort verlassen!"

Die Freundinnen reichten einander die Hände, als Zeichen ihrer eingegangenen Verbindung, und traten bald vor Noah. — Die Lüge sprach:

„Hier bringe ich Dir meine Gefährtin!"

Und Noah ließ Beide in die Arche ein.

Erfreut über das Gelingen ihres Planes, begann nun die Lüge zu wirken und zu schaffen, und ihre Thätigkeit trug ihr einen bedeutenden Gewinn ein; aber sie hatte leider den Schmerz, daß ihre List, ihre Schlauheit und ihr Trug an ihrer Gefährtin scheiterte. Jeder Erwerb ward von dieser eben so schnell erhascht, als er von der Lüge gewonnen ward. Da sprach diese eines Tages zornig zu ihrer Freundin:

„Du bist sehr kühn! Du raubst mir mein Eigenthum! Wie kannst Du so frech sein, Dich stets des Meinigen zu bemächtigen?"

„Wie? — fragte die Ungerechtigkeit, — hast Du vergessen, daß wir einen Vertrag für immer geschlossen haben? Was Du erwirbst, gehört mir! Ich bin Deine treue Gefährtin, ich folge Deiner Bahn überall, und immer muß der Gewinn, den Deine Thätigkeit erwirbt, mir zufallen!" —

Und so blieb es für alle Zeit.

XXXIX.

Die Grösse Gottes ist in jedem seiner Werke zu erkennen.

Der Kaiser Trajan ließ einst den Rabbi Josua zu sich laden und verlangte, daß er ihm die Gestalt seines Gottes zeige:

„Ihr lehret, daß Euer Gott überall gegenwärtig sei; ich will ihn sehen!"

Nur einige Minuten besann sich der Rabbi; dann aber bat er den Kaiser, mit ihm in's Freie zu treten.

Der Kaiser gewährte den Wunsch des Rabbi, und sie begaben sich in's Freie.

Es war ein heller Tag. Die Sonne sendete ihre glänzenden Strahlen zur Erde herab, und beleuchtete mit ihrer Pracht Gräser, Bäume und Blumen.

Der Kaiser sprach noch einmal gegen den Rabbi seinen Wunsch aus:

„Zeige mir die Gestalt Deines Gottes!"

Der Rabbi sprach:

„Blick empor zu dem blauen Himmel, und betrachte einmal die große, strahlende Sonne, die der Erde alles Schöne und alles Leben spendet."

Der Kaiser blickte empor; aber sein Auge konnte das Licht der Sonne nicht ertragen.

„Mich blendet der Glanz der hellen Mittagssonne!" — rief er aus:

„Die Sonne, nahm Rabbi Josua das Wort, ist nur ein Werk des unsichtbaren Gottes! Dein Auge ist zu schwach, um eines seiner Werke anzuschauen, und Du willst den Schöpfer dieser Sonne, den Schöpfer des ganzen Erdenalls, die Majestät des lebendigen Gottes sehen? — Gott ist allgegenwärtig, aber der Anblick seiner strahlenden Majestät würde uns vernichten!"

XLX) H. 23.

Die Sanftmuth des Hillel.

Zur Zeit Herodes des Großen lehrte Hillel die Weisheit des Talmud. Er war arm aus Babylon nach Jerusalem gekommen, und verdiente durch schwere Arbeit so viel, daß er den Unterricht, den er genoß, bezahlen konnte. Sein Fleiß und sein Eifer für die Wissenschaften machten ihn bekannt und berühmt, so daß er bald mehr Anhänger und Schüler hatte, als der Lehrer Sammai, der durch Strenge und kaltes Benehmen die Wißbegierigen Schüler von sich entfernte, während Hillel durch seine Sanftmuth und Bescheidenheit die ganze Welt anzog.

Hillels Milde und Geduld waren sprichwörtlich geworden, und gaben einst Veranlassung zu einem Streite

und zu einer Wette zwischen zwei wohlhabenden Männern. Von den Wettenden behauptete der eine, die Sanftmuth und Ruhe des Hillel sei durch nichts zu stören; der andere meinte, ihm werde es gelingen, den stillen Mann zum Zorne zu reizen.

Der Preis der Wette belief sich auf vierhundert Gulden oder einhundert Silbersekel, die Jeder von ihnen zu gewinnen trachtete.

Der Mann, der die Ruhe des berühmten Mannes erschüttern wollte, begab sich nach dem Hause desselben, und rief mit schreiender Stimme:

„Wo ist hier Hillel? Wo ist Hillel?"

Der berühmte Rabbi wollte so eben ein Bad nehmen und sich zur nahen Sabbathfeier ankleiden, als er seinen Namen überlaut rufen hörte. Er warf einen Mantel um und trat zu dem Fremden heraus:

„Was wünschest Du, fragte er ihn, hast Du ein Anliegen an mich?"

„Bist Du Hillel?" rief jener in barschem Tone.

„Ich bin Hillel," erwiederte der Weise freundlich.

„Ich wollte Dich fragen, sprach der Mann, warum die Babylonier spitze Köpfe haben?"

„Die Frage ist wichtig, antwortete Hillel; es kommt

daher, weil sie keine Personen haben, die es verstehen, die Kinder bei der Geburt zu behandeln; sie haben keine verständigen Wehmütter."

Der Mann verließ Hillel und dieser kehrte in sein Gemach zurück. Es dauerte jedoch nicht lange, als der Fremde wieder erschien und mit lauter Stimme rief:

„Wo ist Hillel? Wo ist Hillel?"

Der Weise nahm wieder seinen Mantel um, trat wiederum heraus und fragte freundlich:

„Was verlangst Du, mein Sohn?"

„Ich wollte Dich fragen, sprach der Fremde, warum die Termudier trübe und entzündete Augen haben?"

„Weil das Land derselben schlecht ist, antwortete Hillel; sie wohnen in sandigen Gegenden, und der Wind jagt ihnen stets den Staub in's Antlitz, und erzeugt diese Uebel."

Der Mann entfernte sich; doch kaum war Hillel wieder in sein Gemach getreten, als dieselbe rauhe Stimme schrie:

„Wo ist Hillel? Wo ist Hillel?"

Ruhig trat dieser heraus und fragte mit mildem Tone:

„Willst Du noch etwas wissen, mein Sohn?"

„Allerdings, sprach der Mann: warum haben die Bewohner Afrika's breite Füße?"

Weil sie an der Küste, auf weichem, feuchten Boden leben und stets baarfuß gehen," erwiederte Hillel.

Es entstand eine Pause. Endlich sprach der Fremde: „Ich habe noch manche Fragen an Dich zu richten, ich wollte über alle gern Deine Ansicht hören; aber ich befürchte, Dich zu erzürnen!"

„Mit nichten, erwiederte Hillel, ich bin bereit Dich anzuhören; frage nur, ich will Dir Antwort ertheilen." —

Und er hüllte sich dichter in seinen Mantel und ließ sich auf eine Bank nieder.

Der Fremde stutzte; er dachte an die eingegangene Wette und an sein Geld, er wollte keck Alles versuchen, um den Weisen zum Zorne zu reizen. Ohne die förmliche Höflichkeit gegen einen so berühmten Mann in seiner Anrede zu beobachten, fragte er ihn barsch und schreiend:

„Bist Du Hillel?"

„Ich bin Hillel," antwortete dieser ruhig.

„Der Hillel, den man den ersten der Israeliten nennt?"

„Ich bin Hillel," erwiederte der Weise.

„So wünsche ich, schrie Jener, daß nicht Viele Deinesgleichen in Israel seien!"

„Warum nicht?" fragte Hillel lächelnd.

„Weil ich durch Dich vierhundert Gulden verloren habe. — Ich habe gewettet, Dich aus Deiner bekannten Ruhe und Sanftmuth zu bringen; ich habe mich jetzt überzeugt, daß dies nicht möglich ist, und habe mein Geld verloren."

Da sprach Hillel:

„So hast Du wenigstens gelernt, daß Du stets Deine Ruhe behalten, und Dich zu keiner Zeit zu sündhaftem Zorne hinreißen lassen sollst.

Besser ist es, daß Du in einer thörichten Wette Dein Geld verloren hast, als daß ich je in lächerlichen Zorn gerathen und meine Ruhe verlieren sollte!"

XLI.

Hillel lehrt einem Heiden die Gesetze seines Volkes in einem einzigen Spruche.

Ein Heide kam einst zu dem berühmten Rabbi Sammai und sprach zu ihm:

„Rabbi, ich will mich bekehren."

„Es ist mir lieb, sprach Sammai; aber, fuhr er fort, bist Du mit unseren Gesetzen bekannt?"

„Nein, erwiederte der Heide; ich kam deshalb zu Dir, daß Du mich dieselben lehren sollst. — Indeß, da ich nicht viel lernen kann, so will ich Deinen Glauben nur unter der Bedingung annehmen, daß Du im Stande bist, mich Alles in der kurzen Frist zu lehren, in welcher ich mich auf einem Fuße stehend erhalten kann."

Sammai wurde über dies Verlangen so aufgebracht,

daß er mit einem Stabe nach dem Manne schlug, und ihn aus seinem Hause jagte.

Der Heide erzählte dies seinen Freunden, und diese riethen ihm, sich an den sanften Hillel zu wenden.

Er begab sich zu diesem und trug ihm sein Anliegen in denselben Worten vor:

„Lehre mich Eure Gesetze in einem Zeitraume, in welchem ich im Stande bin, auf einem Fuße stehend zu verweilen; ich will alsdann Deinen Glauben annehmen."

Hillel sprach mild und sanft:

„Was Du nicht willst, daß Dir geschehe, das thue keinem Andern! — In diesen Worten liegt unser ganzes Gesetz; was mehr gelehrt wird, ist bloße Deutung und Erklärung desselben."

XLII.

Hillel als Schüler.

Hillel war sehr arm. Er erwarb seinen täglichen Unterhalt durch Holzspalten. Eines Tages hatte er nicht so viel erworben, um dem Thürsteher des Lehrhauses seinen Lohn zu entrichten. Dieser wies ihn unfreundlich zurück, und verweigerte ihm streng den Eintritt. Hillel wollte jedoch den Unterricht nicht versäumen, kletterte am Hause hinauf und stellte sich an das Fenster des Hörsaales, in welchem die beiden berühmten Männer ihrer Zeit, Schemaja und Abtalion lehrten. Der Vortrag währte die ganze Nacht hindurch; es fiel dichter Schnee herab, doch störte er den Zuhörer nicht. Der Morgen war längst angebrochen, aber die Tageshelle konnte nicht

in das Zimmer dringen. Als man den Hörsaal verließ, fand man, zum Erstaunen Aller, daß Hillel, von Frost und Kälte erstarrt, vom Schnee dicht bedeckt, am Fenster stand. Man nahm ihn sofort herab und suchte ihn zu erwärmen und in's Leben zu rufen. Alle legten Hand an, obschon es Sabbath war und Feuer angezündet werden mußte.

Die Lehrer sprachen:

„Ein so fleißiger und gottesfürchtiger Schüler verdient es, daß wir um seiner Erhaltung willen den Sabbath entweihen."

XLIII.

Jede Tugend ist so hoch anzuschlagen, wie Wissenschaft und Gelehrsamkeit.

Rabbi Janai ging einst, über Gesetzstellen des Talmud nachgrübelnd, einsam seines Weges. Er begegnete einem Manne, dessen Aeußeres dem eines Gelehrten glich; wodurch der Rabbi veranlasst wurde, ihn zur Mittagstafel einzuladen. Der Fremde, hochgeehrt, der Gast eines so berühmten Gelehrten sein zu dürfen, folgte dem Rabbi sogleich, denn die Mittagszeit war nicht mehr fern. Auf dem Wege unterhielten sich die beiden Männer und Janai glaubte nun muthmaßen zu dürfen, daß der Fremde kein Gelehrter sei. Als man sich zur Tafel gesetzt hatte, fiel dem Rabbi noch Manches auf, was ihn in der That

zu vergewissern schien, dre Fremde sei nichts weniger als ein Gelehrter, und es that ihm leid, einen Mann ohne Kenntnisse an seinem Tische, an welchem stets nur berühmte Gelehrte saßen, speisen zu lassen. Er wollte jedoch den Gast, bevor er nicht gänzlich von seiner Unwissenheit überzeugt war, nicht beleidigen, und übertrug ihm die Ehre des Segensspruches nach der Mahlzeit. Der Fremde, der aber unwissend war und nicht einmal das Gebet sprechen konnte, lehnte die ihm angebotene Ehre mit der Entschuldigung ab, daß dieselbe allein dem Herrn des Hauses gebühre.

Rabbi Janai, überzeugt, daß er sich in dem Manne getäuscht habe, und in seinem Stolze tief gekränkt, einen Unwissenden bewirthet zu haben, sagte: „Sprich mir etwas nach."

„Gern," — erwiederte der Fremde.

„An der Tafel des Janai hat ein Unwürdiger gegessen!"

Da erhob sich der Fremde und sprach: „Du handelst nicht nur ungerecht, sondern auch sündhaft, wenn Du mich beleidigst und kränkst! Du bist unterrichtet und gelehrt, und nach der Schrift unserer weisen Väter ist die Weisheit und Wissenschaft das Erbtheil aller Lebenden, und

wer sie besitzt, hat die Pflicht sie zu lehren und zu verbreiten! Du kannst mich belehren, aber niemals darfst Du Jemanden kränken und beleidigen!"

„Du hast Dich, nahm Janai das Wort, Du ein Unwissender, an meinen Tisch gedrängt! Wie konntest Du Dich keck an meine Tafel, in den Kreis so großer Gelehrten wagen?"

„Ich habe, erwiederte der Gast ruhig, so oft ich Böses aus dem Munde eines Menschen vernahm, niemals dasselbe Demjenigen hinterbracht, über den es ausgesprochen wurde, und so oft ich Zwei in Zwietracht fand, habe ich niemals unterlassen, so viel es mich auch kostete, die Streitenden und Erzürnten in Eintracht und Frieden zu versöhnen!!!"

„Du bist mir fortan willkommen, rief beschämt Rabbi Janai; — sei in Zukunft immer ein Gast an meiner Tafel. Es giebt Tugenden, die so hoch anzuschlagen sind wie Wissenschaft und Gelehrsamkeit!"

XLIV.

Terah und Abraham.

Terah, der Vater Abraham's, betrieb das Gewerbe eines Bildhauers. Er verfertigte Götzen von verschiedener Größe und jeder Form, und stellte sie zur Schau, damit die Kauflustigen um einen bestimmten Preis sich die beliebige Gottheit auswählen konnten. Zuweilen erhielt Abraham den Befehl, die feilgebotenen, ausgestellten Götzen zu beaufsichtigen, wenn Vater Terah in Geschäften das Haus verlassen mußte. Einst erhielt er wieder diesen Befehl; er ging mißmuthig auf und nieder, im Herzen die Thorheit seines Vaters und aller Götzendiener verabscheuend.

Da kamen zwei Männer, um die Gebilde des alten Terah zu kaufen. Sie fragten nach dem Preise; aber Abraham redete den Einen folgendermaßen an:

„Wie alt bist Du?"

„Sechzig Jahre," erwiederte dieser.

„Und wie alt bist Du?" fragte er den zweiten.

„Ich bin siebzig Jahre alt!"

„Was? fragte Abraham ernst, Ihr seid Beide so alt, und wollt Euch vor einem Götzen bücken, der kaum das Alter von drei Tagen hat?! — Ihr schämt Euch nicht, vor Göttern zu knieen, die von den Händen meines Vaters und seiner Gehilfen angefertigt sind?!"

Die Männer verließen ihn schweigend.

Da kam ein reich gekleidetes Weib und brachte ein Opfer. Dies bestand in einem Kruge mit Mehl und in einer Schüssel mit Speise.

„Was bringst Du?" fragte Abraham.

„Ich bringe den Göttern eine von meinen Händen zubereitete Speise und etwas Mehl, ich hoffe, daß sie mir dafür ihren Segen schenken werden!" — „So gewiß, sprach Abraham, so gewiß sie dieses Opfer verzehren!"

Das Weib ging von dannen, aber Abraham ergriff eine Keule, zerschlug und zertrümmerte alle Götzenbilder,

nur eine große kolossale Figur verschonte er und legte die Keule in ihre unförmlichen Hände.

Als nun Vater Terah heimkehrte, sah er zu seinem größten Entsetzen die Zerstörung, und gerieth in Wuth und Verzweiflung!

„Wer hat dies gethan?! rief er aus. Wer hat es gewagt, unsere Götter zu mißhandeln und zu vernichten?! — Und wo warst Du? fuhr er den Sohn an, daß Du die freche That geschehen ließest?"

„Lieber Vater, sprach Abraham, ein Weib trägt allein die Schuld dieser schrecklichen Verheerung! Sie brachte diese Speise als Opfer den Göttern dar, setzte sie ihnen vor, bat um ihren Segen und entfernte sich. Da streckten die Götter heißhungrig ihre Hände nach der Speise aus; es entstand ein furchtbarer Streit unter ihnen. Der große Götze griff nach jener Keule, schlug unbarmherzig auf die anderen los und zertrümmerte sie in seinem Grimme."

„Ungerathener Sohn! rief Terah aus, Du spottest meiner, ich weiß ja, daß diese Götter empfindungslos sind, daß sie weder sehen, noch hören, daß sie weder essen, noch trinken, und ewig an dem Orte gefesselt sind, an den wir sie hinstellen!"

„Wie? fragte Abraham sanft, und Du, guter Vater! wirfst Dich in den Staub vor diesen gänzlich empfindungslosen Gebilden? und willst, daß auch ich sie verehren soll? — Bedenke, wie nichtig sie sind, und Du wirst ihren Dienst wie ich verabscheuen!“

XLV. N. 52.

Nimrod und Abraham.

Terah aber konnte seinem Sohne nicht verzeihen; er zeigte die That dem damaligen Beherrscher der Provinz Nimrod an, der wie er, Götzendiener war.

Dieser war sehr ergrimmt und ließ Abraham sofort vor sich erscheinen.

„Du hast die Götter Deines Vaters muthwillig zerstört, herrschte er ihn an, Du verachtest diese Gottheiten, ich aber diene anderen Göttern, diesen sollst Du auch dienen. Du wirst hinfort das Feuer anbeten."

„Sei nicht ungerecht, mein Fürst, sprach Abraham, würdest Du nicht lieber ein mächtigeres Element verehren? Siehe, Wasser tödtet die Kraft des Feuers; wäre es nicht klüger, das Wasser anzubeten?"

„Immerhin, sprach Nimrod, bete das Wasser an.“

„Das Wasser, erwiederte Abraham, stammt aus den Wolken; diese sind seine Träger und senden es uns zur Erde herab; würdest Du nicht lieber, o Fürst, die Wolken verehren?“

„Die Wolken? Wenn Du an die Macht der Wolken glaubst, sprach Nimrod, so bete die Wolken an!“

„Mir fällt ein, entgegnete Abraham, daß es noch eine größere Macht giebt, die des Sturmes; er jagt die Wolken auseinander.“

„So bete zum Sturme! rief Nimrod zornig aus. — Du besinnst Dich?“

„O, rief Abraham, Feuer und Wasser, Sturm und Wolken haben alle erst ihre Macht von einem größeren Wesen empfangen, vom Schöpfer des Himmels und der Erde, — vom allmächtigen Gott! Sollen wir also nicht vielmehr ihn, als höchstes Wesen, einzig und allein verehren?!“ —

XLVI.

Hilf Deinem Bruder und Gott wird dir am Tage des Gerichts gnädig sein!

Der römische Feldherr Rufus sah einst, wie Rabbi Akiba Almosen unter die Armen vertheilte. Er näherte sich ihm und sprach:

„Wie? Du unterstützest diese Menschen?"

„Recht gern thue ich dies, erwiederte Rabbi Akiba, sie sind arm, und wir müssen unseren Brüdern helfen!"

„Wenn Gott ein Freund der Armen wäre, sprach Rufus, warum bereitet er ihnen nicht ein besseres Loos? Warum läßt er sie die Qualen des Elendes empfinden?"

„Damit wir, sprach Rabbi Akiba, Gelegenheit haben, Milde und Wohlthun zu üben, um für uns selbst das Er-

barmen Gottes am Tage des Gerichts erflehen zu können!"

„Ich bezweifele, sprach Rufus, ob ein solches Wohlthun Euch die Gnade des Höchsten erwerben kann; ich finde es vielmehr strafbar!"

„Strafbar?" fragte Rabbi Akiba.

„Weil ich glaube, erwiederte Rufus, daß wenn ein Fürst, über seine Sklaven zürnend, diese einkerkern ließe, Niemand es wagen dürfte, den Gefangenen Speise und Trank zu reichen, wenn es der Fürst verboten hätte! — Würde Derjenige, der Mitleid gegen die Gefangenen übte, nicht die größte Strafe erleiden?"

„Warum, fragte Rabbi Akiba, willst Du die Armen mit Sklaven vergleichen? Wenn ein König seinen Söhnen zürnte, und verbieten wollte, den Eingekerkerten Speise und Trank zu reichen, würde sich Derjenige wohl eine Strafe zuziehen, der den Königskindern heimlich Nahrung reichte? Gewiß nicht! Der Fürst würde ihn im Gegentheil belohnen! Er würde in der Mildthätigkeit gegen seine Söhne nur die Anhänglichkeit, Treue und Ergebenheit für sein Haus anerkennen! Warum willst Du die Armen mit Sklaven vergleichen? Sie sind unsere Brüder! Wir sind alle Kinder eines Gottes! — Und, fuhr Rabbi Akiba fort, kannst Du Menschen in Armuth und Elend sehen? Mahnt

Dich Dein Herz nicht, Milde und Wohlthun zu üben? Du kannst in Genüssen schwelgen, und willst nicht Deinen armen Brüdern die Freude bereiten, daß auch sie von den Gütern des Lebens kosten mögen? — Hilf Deinem Bruder, und Gott wird Dir am Tage des Gerichts gnädig sein! — Jesaias spricht: „Brich dem Hungrigen Dein Brod, führe die Armen in Dein Haus und siehst Du einen Nackten, so bekleide ihn!“

H. 13.

XLVII.

Verachte kein Geschöpf Gottes, denn es erschafft sich nicht selber.

Rabbi Eliëser war wegen seiner Gelehrsamkeit bekannt und berühmt; er hatte trotz seiner Jugend sehr viele Schüler, die seine Lehren hörten und ihn wie Alle, die ihn kannten, hoch achteten und verehrten.

Einst hatte er eine Besuchsreise zu seinen Eltern gemacht, und befand sich auf der Rückkehr nach seinem Wohnorte. Auf der Landstraße kam er an einem Manne vorüber, der sich vor ihm verneigte und ihn laut grüßte:

„Friede mit Dir!"

Rabbi Eliëser blickte auf und war erstaunt über die Häßlichkeit des Grüßenden. Er dankte nicht, sah den Frem-

den lange an, und sprach endlich im jugendlichen Uebermuthe:

„Ei, wie häßlich bist Du! Giebt es mehr so häßliche Menschen in Deiner Vaterstadt?"

Der Angeredete war in der That mißgestaltet und abschreckend häßlich. Er wunderte sich über die an ihn gerichtete Frage, war jedoch nicht aufgebracht, sondern antwortete ruhig:

„Ich weiß es nicht; aber möchtest Du nicht den Meister darum fragen, der mich gebildet und erschaffen hat? Möchtest Du diesem Meister wohl sagen: Was hast Du für ein häßliches Gefäß gebildet?"

Rabbi Eliëser blieb über die Worte des Gekränkten sinnend stehen. Er fühlte, daß er gefehlt und eine Sünde begangen habe; er stieg von seinem Saumthiere und eilte dem Fremden, der seines Weges ging, nach:

„Ich habe Dich in der Uebereilung gekränkt, sprach er; vergieb mir!"

„Ich kann Dir nicht vergeben, erwiederte der Andere. — Gehe zu dem Meister, der mich erschaffen und sprich zu ihm: Du hast ein häßliches Gefäß gebildet. Dann vergebe ich Dir!"

Rabbi Eliëser fühlte immer tiefer, daß er nicht recht

gethan, und bat um so dringender um Verzeihung; der Fremde blieb dagegen bei seinem Spruche:

„Gehe zu dem Meister, der mich geschaffen!"

Endlich, als sie nahe an der Stadt waren, kamen viele Einwohner und die Schüler dem zurückkehrenden Rabbi entgegen und grüßten ihn laut:

„Friede mit Dir großer Rabbi!"

Der Fremde war verwundert über die Ehre, die man einem Manne erwies, der ihn so beleidigt hatte, und noch mehr darüber, daß dieser fast gar nicht auf die Grüße und die Entgegenkommenden achtete, sondern nicht aufhörte, ihn um Verzeihung zu bitten. Er fragte erstaunt:

„Wer ist der Mann, dem Ihr so viel Ehre erweiset?"

Man erwiederte:

„Es ist der weise Rabbi Eliëser!"

Da erzählte er Allen die Aeußerung des Rabbi.

„Vergieb ihm, baten die Schüler, er ist einer der weisesten und berühmtesten Männer in Israel!"

Da sprach der Fremde endlich zu Rabbi Eliëser:

„Ich verzeihe Dir um dieser Männer willen, und weil Du, ein so berühmter und geehrter Mann, eines so kleinen Vergehens wegen, Dich so tief vor mir gedemüthigt hast!"

Der Rabbi kehrte nun zufrieden mit seinen Schülern nach der Stadt zurück, indem er, sie belehrend, sprach:

„Verachtet kein Geschöpf Gottes, denn es hat sich nicht selbst erschaffen; vor Allem aber seid trotz Wissen und Gelehrsamkeit bescheiden, damit Ihr nicht gedemüthigt werdet!“

XLVIII.

Sei barmherzig gegen Thiere.

Der berühmte und gelehrte Rabbi kam eines Tages an einem Schlachthause vorüber, in welchem der Fleischer so eben im Begriff war, ein Kalb zu tödten. Das Thier entwand sich in der Todesangst seinen Händen, stürzte auf Rabbi zu und barg, gleichsam um Erbarmen flehend, sein Haupt in das lange Gewand desselben. Rabbi aber stieß das Kalb mit den Worten von sich:

„Geh! Denn dazu bist Du geschaffen!"

Alsbald bemächtigte sich der Fleischer des Kalbes; Rabbi aber ward von derselben Stunde an krank; seine reichbeladenen Schiffe wurden vom Sturme verschlagen und er verlor seine ganze Habe.

Er lag siech auf seinem Lager und sehnte sich vergebens nach dem Tage seiner Wiedergenesung. Eines Tages reinigte die Magd das Zimmer und fand unter dem Bette des Kranken ein Nest junger Mäuse, welche sie tödten wollte. Da rief Rabbi:

„Laß sie leben. In der heiligen Schrift steht geschrieben:

„Und seine Barmherzigkeit erstreckt sich über alle seine Geschöpfe."

Die Magd befolgte den Befehl des Rabbi. Dieser genas von derselben Stunde an; die verschlagenen Schiffe kehrten glücklich heim und er ward wieder gesund, wie er früher gewesen.

XLIX.

Du sollst keinen Meineid schwören!

Es war ein schöner, aber sehr warmer Frühlingstag. Ein junges Mädchen ging über Land, um einer Freundin im benachbarten Städtchen einen Besuch zu machen. Heiter und froh ging sie ihren Weg und gelangte in eine weite Ebene, die weder Busch noch Hügel zeigte.

Es wurde immer wärmer, die Hitze peinigte endlich die Fußgängerin, und ein brennender Durst fing sie an zu quälen. Sie erblickte aber zu ihrer Freude einen Brunnen, und eilte auf denselben zu. Sie wollte den Eimer hinabsenken, aber die Last des Hebels war zu schwer für sie. Was sollte sie beginnen? Sie stand und sann, der Durst quälte sie immer mehr und mehr, und rings umher

erblickte sie Niemanden, der ihr behilflich sein konnte. Da faßte sie den Entschluß, sich selbst in den Eimer zu setzen, und auf diese Weise durch ihre Schwere in den Brunnen hinab zu tauchen.

Gedacht, gethan! Sie sank langsam hinab und löschte ihren Durst. Jetzt erwartete sie, daß der Hebel sie wieder empor tragen werde, und erhob sich im Eimer in der Absicht, die Last leichter zu machen; aber Alles war vergebens! Entsetzen und Grauen ergriffen sie, als sie hinaufblickte; der Brunnen war so tief, daß das Tageslicht kaum hineindringen konnte. Die gräßlichste Angst fing sie an zu peinigen: sie flehte zum Himmel um Erbarmen, und erhob endlich ein furchtbares Jammergeschrei. Der Zufall aber wollte, daß ein junger Wanderer die öde Gegend durzchog. Er befand sich grade in der Nähe des Brunnens, und vernahm das Angstgeschrei. Da er rings umher kein menschliches Wesen erblickte, trat er zu dem Brunnen heran und sah hinab in die unabsehbare Tiefe. Jetzt hörte er deutlich die Worte heraustönen: „Hilf mir allmächtiger Gott!"

Und er rief hinab:

„Bist Du ein irdisches Wesen?"

Er vernahm die Antwort:

„Rette mich! Wer Du auch sei'st, Dein Lohn wird groß sein! Ich bin die Tochter reicher angesehener Leute!"

„Wenn Du schwören willst, mir deine Hand zu geben, dann werde ich Dich retten!"

„Und wer bist Du?" fragte die Stimme.

„Ich bin aus priesterlichem Geschlecht!" erwiederte der Jüngling.

Da besann sich das Mädchen nicht länger und versprach ihm ihre Hand. Der Jüngling zog sie nun aus dem Brunnen und sie war gerettet! Sie sank auf ihre Knie und dankte Gott und ihrem Retter. Dieser aber sprach zweifelnd:

„Du hast mir zwar ein Gelöbniß gethan, aber die Angst hat es dir erpreßt. Die Zeit wird dich dasselbe wohl vergessen lassen!"

Da erwiederte sie:

„Ich halte mein Gelübde! Ich schwöre es bei diesem Brunnen!"

Sie reichte ihm die Hand, und auch er schwur ihr bei dem Brunnen ewige Treue. Sie wurden nun zutraulicher miteinander, plauderten und scherzten. Da rückte die Zeit der Trennung heran, und der Jüngling begann wieder:

„Wirst Du mir treu bleiben?"

In demselben Augenblicke eilte ein Wiesel vorüber, und das Mädchen sprach:

„Ich halte mein Gelöbniß! Ich schwöre es bei diesem Wiesel!"

„So schwöre auch ich bei diesem Wiesel!" rief der Jüngling aus.

Und sie schieden von einander.

Die Jungfrau kehrte spät heim und erzählte den Eltern das Vorgefallene. Vergebens aber erwarteten diese den Besuch des Jünglings. Es vergingen einige Jahre, und sie bestürmten die Tochter, ihre Hand zu vergeben und die vielen Freier nicht abzuweisen; aber die Jungfrau dachte an ihre Schwüre. Um aber der Zudringlichkeit der Bewerber zu entgehen, heuchelte sie dann und wann eine Geistesabwesenheit, und zerriß in diesem Zustande ihre Kleider.

Das Gerücht verbreitete bald die Krankheit des schönen Mädchens und die Freier blieben davon; sie aber freute sich und dachte an ihren Verlobten, dem sie die Treue bewahren wollte bis zum Tode. —

Anders aber dachte und handelte der Jüngling. Er vergaß in der Heimath das Mädchen, seine Schwüre,

den Brunnen und das Wiesel. Er hatte ein Mädchen von angesehener Familie kennen gelernt, warb um sie und nahm sie zur Frau.

An einem schönen Frühlingstage saßen Mann und Frau friedlich im Garten, als die Magd plötzlich händeringend herbeistürzte und mit jammernder Stimme rief:

„Das Kind ist in den Brunnen gefallen, das Kind ist ertrunken!"

Sprachlos saßen die Eltern da, ihr Schmerz war unbeschreiblich; aber die Zeit linderte ihn endlich, und die Geburt eines zweiten Knaben verdrängte den Schmerz über den Verlust des ersten.

Wieder saßen die Eltern eines Tages glücklich und froh in ihrem Garten, als die Magd klagend und schreiend herbeistürzte und ausrief: „das Kind ist von einem Wiesel zerrissen! Das Kind ist todt!"

Der Schmerz der Eltern war grenzenlos, noch schrecklicher aber die Empfindung des Vaters, welcher durch die Todesarten jener beiden Kinder plötzlich an die Schwüre erinnert wurde, die er einst jener Verlassenen gethan hatte!

Der Meineid fiel ihm schwer auf's Herz; er sank unwillkührlich zu den Füßen seiner Frau nieder! Diese

aber, obwohl sie nicht ahnen konnte, was ihren Mann so schmerzlich ergriff, erhob sich stolz und redete ihn folgendermaßen an:

„Ich bin aus priesterlichem Geschlechte! Mein Leben ist unschuldsvoll und rein, und nicht wüßte ich, daß meine Eltern und Voreltern sich irgendwo mit Makel und Sünde befleckt hätten, daß der Himmel uns dafür züchtigen sollte. Aber Du, mein Ehemann, sprich, Du hast vielleicht Dein Leben nicht rein erhalten von Missethat und Sünde? Denn die Strafe des Himmels, der uns unsere beiden Söhne auf so seltsame Weise genommen, ist gewiß nicht umsonst! Wehe mir, wenn ich büßen sollte für Deine Schuld!"

Der Anblick des unschuldigen, vor Schmerz gebeugten Weibes, mehr aber noch das Bewußtsein der eigenen Schuld vernichtete den Mann, und reuevoll theilte er der Frau sein früheres Begegniß mit.

Die Frau hörte ruhig und stumm das Geständniß an. Als aber die Tage der Trauer vorüber waren, erklärte sie ihrem Manne, daß sie sich von ihm trennen müsse, und daß es seine Pflicht sei, sein Wort zu lösen und seinem Eide treu zu bleiben. Der Mann war zerknirscht und verzweifelt; er schilderte der Frau die Qualen, welche ihm eine Trennung von ihr bereiten würde.

Sie aber sprach zu ihm:

„Du sollst nicht falsch schwören! — Siehe, das Geschick hat sich gerächt, der Brunnen und das Wiesel haben ihr Opfer verlangt! — Und soll ich vereint mit dir bleiben, fuhr sie fort, und ewig fürchten, daß unsere Nachkommen die Sünde der Eltern büßen werden? — Gehe und löse deinen Eid!"

Der Mann zerfloß in Thränen, die Frau aber blieb unerbittlich und trennte sich von ihm.

Da floh die Ruhe aus der Brust des Mannes; das Gewissen mahnte ihn mit lauter Stimme. Und er griff zum Wanderstabe und ging nach der Heimath des verlassenen Mädchens. Er fand bald die Eltern seiner Verlobten, er theilte ihnen Alles mit, was er erlebt und was er erlitten hatte, und bat um die Hand ihrer Tochter.

Diese aber sprachen:

„Unsere Tochter wird von einer bösen Krankheit heimgesucht. Geh' und überzeuge Dich."

Kaum hatte das Mädchen von der Ankunft eines Freiers gehört, als sie in der That zu jenem Mittel ihre Zuflucht nahm, um ihn zu verscheuchen; so fand sie der junge Mann.

„Kennst Du mich nicht?“ rief er bestürzt und freudig zugleich.

Jetzt erst blickte die Jungfrau empor; — sie erkannte ihren Retter, ihren Verlobten, und stürzte in seine Arme.

Es währte nicht lange, da waren die Beiden Mann und Frau; der erzürnte Himmel aber war versöhnt. Sie lebten in Glück und Frieden und ihre Ehe wurde mit Kindern gesegnet. Die erste Frau des Mannes aber hörte in der Ferne, was geschehen war; und sie dankte Gott inbrünstig, daß er ihr beigestanden habe, ihren Mann von der Sünde und Strafe des Meineides zu erlösen.

L.

Der König Monabazes.

Der König Monabazes war ein gottesfürchtiger Mann. Zu seiner Zeit herrschte eine große Hungersnoth im Lande und das Elend der Menschen erfüllte ihn mit tiefem Kummer. Da ließ er für den königlichen Schatz Getreide ankaufen und vertheilte es unter die Armen und Dürftigen. Die Brüder des Königs und seine Anverwandte waren über diese Freigebigkeit erzürnt und sprachen:

„Wie? Du vertheilst die Schätze, die unsere Vorfahren gesammelt haben? Du vergeudest Deine eigene Habe?!“

Ruhig erwiederte der König.

„Ich bewahre das Geld besser, als dies unsere Vorfahren gethan haben! Diese häuften zwar die Schätze

an, legten sie jedoch dahin, wo sie keinen Nutzen bringen; ich aber lege sie dahin, wo sie reiche Früchte tragen; denn ich rette das Leben meiner Unterthanen. Unsere Vorfahren haben von den Schätzen keinen Gebrauch gemacht; ich habe sie für mich angewandt; denn sie haben nur das Zeitige, das Vergängliche im Auge gehabt, ich aber das Zukünftige, das Ewige!"

Anmerkungen.

I. Der König von Syrien ladet Gott zu einem Gastmahle ein.

Talmud, Tractat Chulin, Fol. 60.

Nur die Sage nennt einen König von Syrien, während die angeführte Quelle den Kaiser Trajan, und, statt des Hohenpriesters, den Rabbi Josua ben Chananja anführt.

II. Die Qualen, die uns Eigene und Verwandte zufügen, schmerzen am tiefsten.

Hagadische Erklärung von Vers 17, Kap. 27 der Sprüche Salomonis.

III. Während wir nach Schätzen suchen, verlieren wir den höchsten Schatz.

Simchath hanefesch, Pag. 6.

IV. Lerne von einem Heiden, wie Du Vater und Mutter ehren und gerecht handeln sollst.

Talmud, Tractat Keduschin, Fol. 31, a.
Talmud Jerus. Tractat Peah, Cap. 1.
Midrasch Rabbah, Deuter. Cap. 1, Fol. 234b. Ed. Amst.

V. Alexander der Große wird durch das Urtheil eines Königs beschämt.

Midrasch Rabbah, Gen. Cap. 33, Fol. 28, b. Ed. Amst.

VI. Berücksichtige beim Wohlthun, welch einem Armen Du hilfst.

Talmud, Tractat Ketuboth, Fol. 67, b.

VII. Kaiser Hadrian und der alte Gärtner.

Midrasch rabbah, Lev. Cap. 25. Fol. 166, a. Ed. Amst.

Dieser Kaiser war es, welcher die berühmte Stadt Bethar zerstörte, die sich unter Barkocheba und Rabbi Akiba gegen die Römer erhoben hatte.

VIII. Kaiser Hadrian und der Feigenhändler.

Midrasch rabbah, ebendaselbst.

IX. Was dem Noah beim Pflanzen der Weinstöcke begegnete.

Midrasch Jalkut, Noah, Num. 60. Fol. 16, b. Edit. Frankf. a. M

X. Das Kraut des ewigen Lebens.

Hagadische Erklärung von Vers 9, Kap. 1 des Prediger Salomonis: „Es giebt nichts Neues unter der Sonne."

Das Nähere über die Königin von Saba und den Käfer Schamir, siehe in meiner „Wallfahrt in Palästina" Anmerk. 21.

XI. Das erste Grab.

Pirke Rabbi Eliëser, Cap. 21.
Jalkut Chadosch, Fol. 3.
Midrasch Tanchumah, Abschn. Bereschith.

XII. Wie Olympia über den Tod Alexanders getröstet wird.

Simchath hanefesch, Pag. 3.

XIII. Was Gott thut, ist wohlgethan.

Talmud, Tractat Berachoth, Fol. 60, b.

XIV. Der bekehrte Prinz.

Simchath hanefesch.

Prinz und Derwisch, von Abraham Ibn Chisdai.

XV. Die Einwohner von Sodom und ihr Stadtrichter.

Talmud, Tractat Sanhedrin, Fol. 109.
Tam wejaschar, Abschn. Wajerah.
Sepher hajaschar.
Midrasch Jalkut, Fol. 70.

XVI. Wie es einem andern Fremden zu Sodom erging.

An den angeführten Orten.

XVII. Wie es dem Eliëser, dem Knechte Abrahams, zu Sodom erging.

Desgleichen an den angeführten Orten.

XVIII. Wie die Einwohner von Sodom Wohlthun übten.

Ebenfalls an den angeführten Orten.

XIX. Der Segen des sterbenden Rabbi Jochanan.

Talmud, Tractat Berachoth, Fol. 28, b.

Diese Quelle nennt den Gelehrten: Rabbi Jochanan ben Saccai.

XX. Alles kann sich zum Guten wenden.

Talmud, Tractat Taanith, Fol. 21, a.

Wahrscheinlich ist der angeführte Kaiser Trajan.

XXI. Nicht die Wohlthat, wohl aber die Weise, wie Du sie übst, wird Dir hoch angerechnet.

Talmud Jerus. Tractat Peah, Cap. 1.

XXII. Der Segen eines Weisen.

Talmud, Tractat Taanith, Fol. 5, b.

XXXV. Das Geschenk der Unsterblichen.

Talmud, Tractat Tamid, Fol. 32.

XXXVI. Ein tugendhaftes Weib ist der Trost ihres Mannes und der größte Schatz dieser Erde.

Midrsach Jalkut, Fol. 3.

XXXVII. Der Geizige.

Kaw hajaschar, Cap. 24.

XXXVIII. Die Ungerechtigkeit ist immer eine Gefährtin der Lüge.

Midrasch Jalkut, Gen. 56.

XXXIX. Die Größe Gottes ist in jedem seiner Werke zu erkennen.

Talmud, Tractat Chulin, Fol. 60.

Der Kaiser Trajan residirte, während seiner Feldzüge im Morgenlande, sehr lange in Antiochien.

XL. Die Sanftmuth des Hillel.

Talmud, Tractat Sabbath, 31.

XLI. Hillel lehrt einem Heiden die Gesetze seines Volkes in einem einzigen Spruche.

Am angeführten Orte.

XLII. Hillel als Schüler.

Ebendaselbst.

XLIII. Jede Tugend ist so hoch anzuschlagen wie Wissenschaft und Gelehrsamkeit.

Jalkut Schimeoni, Num. 763.
Moses, 5. Buch, 4. Cap. Vers 33.

Hagadische Erklärung von Vers 23. Cap. 50 der Psalmen: „Wer seinen Wandel wohl abmisst, den lasse ich schauen das Heil Gottes."

XLIV. Terah und Abraham.

Midrasch Rabbah, Gen. 38.

Hagadische Erklärung des Rabbi Chaja, von Vers 28. Cap. 11. Gen. „Haran starb vor dem Angesichte seines Vaters Terah."

XLV. Nimrod und Abraham.

Am angeführten Orte.

Nimrod ließ den Abraham, weil er das Feuer nicht anbeten wollte, in dasselbe werfen, von welchem er jedoch wunderbarer Weise unversehrt blieb. Haran aber, der lange zwischen dem Gotte seines Bruders Abraham und dem des Nimrod schwankte, und sich, als er den unverletzten Abraham sah, für den Gott desselben erklärte, wurde ebenfalls in's Feuer geworfen und starb in Gegenwart seines Vaters.

XLVI. Hilf deinem Bruder, und Gott wird dir am Tage des Gerichts gnädig sein.

Talmud, Tractat Baba Bathra, Fol. 10.

XLVII. Verachte kein Geschöpf Gottes; es erschafft sich nicht selber.

Talmud, Tractat Taanith, Fol. 20.

XLVIII. Sei barmherzig gegen Thiere.

Talmud, Tractat Baba Meziah, Fol. 85, a.

„Rabbi" ausnahmsweise so genannt; sein vollständiger Name ist: Rabbi Jehuda der Heilige, Sammler der Mischna, Zeitgenosse und Freund des Kaisers Antoninus Pius.

XLIX. Du sollst keinen Meineid schwören.

Schalscheleth hakkad. Fol. 17.
Raschi und Tosephes zu Taanith, Fol. 8.
Wörterbuch Aruch, sub verbo „Cheled."

L. Der König Monabazes.

Talmud, Tractat Baba Bathra, Fol. 11.

Monabazes, König von Adiabene (früher eine assyrische Provinz, jetzt ein Theil von Kurdistan) hat wegen der Wohlthaten, die er zur Zeit einer Hungersnoth seinen Unterthanen erwiesen, in hoher Achtung gestanden. Er sowohl wie viele seiner Verwandten haben sich vor der Zerstörung des zweiten Tempels

nach Jerusalem begeben, die Religion der Hebräer angenommen und später mit ihnen gegen Titus gekämpft. Josephus Ant. lib. XX. Cap. 2.

Nachträgliche Bemerkung:

Ueber die angeführten Midraschim vergleiche man Zunz: „Gottesdienstliche Vorträge," Berlin 1832 und dessen: „Zur Geschichte der Literatur," Berlin 1845.

Druck von Horning u. Co. in Berlin, Louisenstraße 21.

Simon Tuska

Opfer und Reue.

Eine Predigt, gehalten am Neujahrstage 5615

vor der Gemeinde:

„Berith Kodesh"

zu

Rochester, N. Y.

Geliebte Zuhörer! Der Neujahrstag mit allen seinen Feierlichkeiten ist vor uns. An diesem Tage versammeln sich alle Kinder Israels (ja sogar die, welche im Streben nach eitler und vergänglicher Sachen, das ganze Jahr hindurch nachlässig geworden), alle gehen sie in das Gotteshaus, den Allmächtigen um Gnade u. um ein glückseliges Jahr zu bitten. An diesem Tage wird in das Schofar geblasen, damit wir von unserer Trägheit erwachen, und unsere Sünden vor dem Richter der ganzen Welt mit Reue bekennen, denn dies ist der Tag, an dem wir gleich einer Heerde Schafe gemustert, und die Verhängnisse Aller niedergeschrieben werden. Wahrlich, nicht ohne ein Gefühl der tiefsten Bangigkeit betrete ich an solch einem feierlichen Tage die Stelle zu der ich gerufen bin. Wie kann ich anders fühlen, wenn ich noch ohnedem mit Wahrheit wie der Prophet sagen kann: „Siehe, ich tauge nicht zu predigen, denn ich bin noch zu jung." Und worüber soll ich sprechen? Soll es eine Abhandlung über gute Sitten und frommes Betragen sein? Dann würdet ihr mit Recht gegen mich ausrufen: „Sehet, dieser ist erst ein Anfänger, und er will schon Richter sein!" Es mögen andere Vergnügen finden in der donnernden Stimme des Tadels und Vorwurfs, oder in den süßen und schmeichelnden Lobreden über Tugend und Frömmigkeit. Es gibt aber eine heiligere Gegend

religiöser Abhandlungen — das Forschen der heiligen Schrift, und die Erklärung der sich darin befindlichen Lehren — zu welchen wir uns wenden, wenn die trüben Stunden des Zweifels unsere Vernunft irre leiten. „Die Furcht Gottes," sagt der weise Salomon, „ist der Weisheit Anfang." Diese Furcht aber äußert sich nur in der Ehrfurcht vor Gottes Wort, der Quelle aller realen Weisheit. Nur in der heiligen Schrift kann man eine solche Weisheit schöpfen, die zur Gottesfurcht führt. Sie allein tröstet die betrübte Seele, und erfüllet sie mit süßen Lehren.

Nach diesen vorläufigen Bemerkungen, meine theuren Zuhörer, ersuche ich ergebenst, eure Aufmerksamkeit für die folgenden Worte, die wie ich glaube von belehrender Art sein werden. Und möge Gott, der Ursprung aller Weisheit und Erleuchtung, mit uns sein, und verleihen, daß meine Worte zur Verherrlichung seines heiligen Namens beitragen. Amen.

Der begeisterte König David spricht, indem er von Gott die Verzeihung seiner Sünden erflehet: „Du hast nicht Lust zum Opfer, ich würde dir es sonst wohl geben, und Brandopfer gefallen dir nicht. Die Opfer die Gott gefallen, sind ein innigst gerührter Geist, ein gebrochenes und von Reue zerschlagenes Herz verschmähst du, o Gott! nicht." (Psalm 51. 18, 19.)

Wenn wir diesen Text wohl betrachten, lernen wir daraus folgende Hauptlehre unserer Religion:

Nicht Opfer, sondern Reue und Gebet sind nothwendig, Gottes Gnade und Vergebung zu erlangen.

Zur Zeit des heiligen Tempels wurden Opfer dargebracht, durch welche Gott dem bußfertigen Sünder Gnade angedeihen ließ. Nun aber, da wir außer dem gelobten Lande sind, und der Tempel zu Jerusalem zerstört ist, wo sollen wir Opfer darbringen? Wüst ist das Land, das einst so herrlich war, und wüst die Stadt, wo wir uns zu versammeln pflegten, um die heiligen Feste zu feiern. Aber wie lange sind wir schon von unserer Heimath entfernt, zerstreut in allen Ecken der Welt, ohne König, ohne Priester, ohne Altar und ohne Opfer! Wir können jetzt unsere Feste nicht mehr wie früher nach der Anordnung Gottes feiern. Wie ganz anders sah es bei unsern Voreltern aus, als man im heiligen Tempel Sünd- und Brand- und Dankopfer darbrachte! Wir aber können nicht — wir dürfen nicht Opfer darbringen. Wie können wir nun mit Gott ausgesöhnt werden?

Kann denn Gott aber nicht ohne Opfer vergeben? Die bejahende Antwort dieser wichtigen Frage finden wir heute in unserem Gebet: Reue, Gebet und Wohlthat, wenden das böse Ver-

hängniß ab." Wenn nun der Urtheilsspruch, den wir uns für die Sünde zuziehen, aufgehoben wird, so sind folglich unsere Sünden vergeben.

Unsere Religionsgegner aber sagen, dies ist nur ein bloßes Menschenwort, denn wir finden es ja nirgends in der heiligen Schrift; sie behaupten, daß der Mensch, wenn er sündigt, keine Mittel hat sich selig zu machen, daß die unerbittliche Gerechtigkeit ein Opfer verlangt, daß in Adam das ganze Menschengeschlecht sündigte, so daß eine neue Schöpfung nöthig war, ein Wesen, wie es noch keines gegeben hat, Mensch obgleich nicht Mensch, sterblich obgleich unsterblich, Diener Gottes obgleich Gott selbst, um die Sünden Aller von Adam an auf sich zu nehmen, und sie durch seinen freiwilligen Tod vor dem Schöpfer auszusöhnen.

Wir aber glauben das Gegentheil; wir behaupten, daß der Mensch, wenn er sündigt, genügende Mittel hat, um selig zu werden, daß ein Opfer durchaus nicht zur Versöhnung der Sünde verlangt ist, daß in Adams Sündenfall nicht das ganze Menschengeschlecht die himmlische Seligkeit verlor, daß kein solches Wesen, wie man behauptet, gekommen ist, daß ein solches Wesen nie da sein kann, und daß es eine Schmälerung Gottes ist, zu glauben, daß er einen Mitgenossen habe, durch welchen einzig und allein dem Menschen Verzeihung der Sünden gestattet werden kann. Und da wir uns auf die heilige Schrift berufen, das allgemein anerkannte Wort Gottes, so wollen wir suchen, was für eine Erläuterung wir darin über diesen Streitpunkt finden können.

Wenn wir die heilige Schrift sorgfältig durchlesen, werden wir oft Fälle finden, wo einzelne Personen wie auch ganze Völker, wenn sie gesündigt hatten und auch schon mit harter Strafe bedroht wurden, durch demüthige Bekehrung und Buße die verdiente Züchtigung abwendeten, und wieder von Gott in Gnade aufgenommen wurden. Es wäre eine Verschwendung der Zeit, wenn ich nur die Hauptfälle beschreiben wollte. Doch wollen wir einen Fall betrachten, weil er für uns einen sehr lehrreichen Spruch Gottes enthält.

Als Moses vierzig Tage und vierzig Nächte verweilte, die Gesetze Gottes niederzuschreiben, machten sich die Kinder Israels ein Kalb, brachten ihm Opfer, und jauchzten: „Das sind deine Götter, Israel, die dich aus Aegypten geführt haben." Es war noch nicht lange, daß sie der Unsichtbare mit großen Wunderzeichen aus der Sklaverei geführt hatte, und ihnen gebot, keine Götzen zu machen, und doch nannten sie das vor ihren Augen gegossene Kalb, den Gott der sie aus Aegypten führte. Gott aber sprach zu Moses: „Und nun laß mich, daß mein Zorn über sie ergrimme, denn es ist ein halsstarriges Volk, ich will

sie vertilgen und dich zum großen Volke machen." Moses aber wollte nicht über ein Volk regieren, indem das seinige, welches er mit väterlicher Liebe vom Joche der Unterdrückung befreite, vertilgt werden müsse. Er versuchte daher ihre Sünde auszusöhnen, ja sogar wenn er sich selbst aufopfern müßte. „Ach, flehte er, das Volk hat eine große Sünde nun gethan, und hat sich goldene Götter gemacht; vergieb ihnen ihre Sünde, wo nicht, so tilge mich aus deinem Buche, das du geschrieben hast." Gott gab ihm die merkwürdige und lehrreiche Antwort: „Der an mir sündiget, den will ich aus meinem Buche tilgen. (2. Buch Moses 32. 33.) Wer an mir sündiget — nicht nur die gegenwärtigen Sünder, sondern ein jeder, wer auch immer an mir sündiget — der soll sterben, aber kein Unschuldiger soll für ihn ein Sühnopfer sein. Daher sehen wir, daß dem Worte Gottes nach, kein Mensch die Sünde eines andern tragen und sie aussöhnen kann.

Daß blutige Opfer, wie das Schlachten der Farren, Böcke und sonstiger Thiere, unsere Sünden nicht versöhnen können, sondern daß innerliche Reue nothwendig ist Gottes Gnade zu erhalten, finden wir in der Heiligen Schrift oft angedeutet. Man wird hinweggerufen von dem äußerlichen Schein der Religion — von den Ceremonien und feierlichen Gebräuchen, um wahre Frömmigkeit und Tugend auszuüben. Und dies ist eine der größten Vortrefflichkeiten der Psalmen und prophetischen Schriften, daß sie uns den wahren Werth unserer Pflichten lehren. Es gibt Leichtgläubige, die von einer offenbarten Religion nichts wissen wollen. Denn, behaupten sie, die jüdische Religion besteht nur aus einer Masse äußerlicher Verrichtungen, und Gott würde nicht einen bloßen Prang und leere Form angeordnet haben, viel weniger könne er an einem Gottesdienste drolliger und bedeutungsloser Gebräuche Gefallen finden, und so überreden sie sich leicht, daß alles nichts wie frommer Betrug und Wahnglaube sei. Und diesen würden wir vielleicht nicht zu antworten im Stande sein, wenn wir nicht aus der Heiligen Schrift selbst beweisen könnten, daß die Religion der Israeliten etwas mehr als bloße Oberfläche und Schein ist, und daß innerliche Reinheit und Herzensandacht von Anfang an so wohl als jetzt die größte Pflicht bleibt. Unsere Propheten und göttlichen Sänger wurden begeistert nicht nur künftige Begebenheiten zu prophezeihen, sondern auch alle in ihrer Zeit vorhandenen Fehler zu verbessern und zu reformiren, das Gesetz von falschen Auslegungen und lasterhaften Mißbräuchen zu befreien, und ein irrgehendes Volk von unächtem Gottesdienste zu verwahren. Viele Stellen in den Psalmen und prophetischen Schriften wurden zu diesem Zweck geprebigt. Nehmen wir zum Beispiel den fünfzigsten Psalm. Hier läßt der Psalmist Gott selbst erscheinen und folgender Weise sprechen: „Höre, mein Volk, laß

mich reden, Israel laß mich dich warnen. Ich Gott bin dein Gott." Die Einleitung ist sehr feierlich, wir können daher versichert sein, daß das folgende von großer Wichtigkeit ist. „Deines Opfers halben," spricht Gott weiter, „strafe ich dich nicht, es sind ja deine Brandopfer stets vor mir. Ich will kein Rind aus deinem Hause, keine Böcke aus deinen Heerden, denn alle Thiere im Walde sind mein, und die Rinder auf den Bergen. Wenn mich hungerte, würde ich es dir nicht sagen, denn die Erde ist mein und Alles was darinnen ist. Glaubst du daß ich Ochsenfleisch essen wolle, oder Bocksblut trinken?" So streitet Gott ernstlich und streng mit uns, dann gibt er uns eine deutliche und volle Auflösung unserer Pflicht: „Opfere Gott Dank, und bezahle dem Höchsten deine Gelübde. Und rufe mich an im Tage der Noth, so will ich dich erretten und auf diese Weise wirst du mich verehren." Ebenso spricht Gott durch den Prophet Jesaia: „Was soll mir die Menge eurer Opfer," spricht der Herr; „ich bin satt der Brandopfer von Widdern, und des Fetten von den Gemästeten, und habe keine Lust zum Blute der Farren, der Lämmer und Böcke.....Waschet, reiniget euch, thut euer böses Wesen von meinen Augen...Dann wird eure Sünde, wenn sie auch blutroth ist, schneeweiß werden." (1,11–18.

Es ist unnöthig fernere Stellen anzuführen, die es deutlich beweisen, daß die Opfer, welche während des Tempels Dasein dargebracht wurden, nicht an sich selbst die Sünde des Darbringers versöhnen konnten. Natürlich kommt uns der Gedanke, Wenn Gott keine Opfer gefallen, warum wurden sie denn angeordnet? Diese Frage gründlich zu betrachten, müssen wir einen Blick in das Alterthum werfen.

Bei allen Nationen des Alterthums wurden Opfer gebracht. Die Vorstellung daß Gott sinnliche Bedürfnisse habe (und dies läßt sich leicht vorstellen, indem die heidnischen Völker keine Idee von einem unsichtbaren Gott hatten) und der Sinn und Zweck der Opfer bestimmten die Beschaffenheit der Gaben. So waren nämlich Dank- und Freudenopfer, Sühn- und Schuldopfer. Thiere und Früchte wurden im Allgemeinen als Opfer gebracht. Doch finden wir daß die Verirrungen des Naturdienstes zu dem grausamen Gebrauch der Menschenopfer führten bei solchen heidnischen Völkern, die der ersten Roheit entwachsen waren. Die Phönizier opferten ihrem Götzen Moloch Kinder (daher wurde dies dem israelitischen Volk streng verboten), ebenso thaten die germanischen Völker und die ältern Peruvianer und Mexikaner. Die Hebräer waren 400 Jahre lang unter den heidnischen Aegyptern, wo sie in den Irrthümern und Thorheiten des Aberglaubens fast untergegangen waren. Als es Moses endlich gelang das Volk vom Joche der Sclaverei zu befreien, sah er um sich die rohe Masse eines Volks, an den abgöttischen Gebräuchen der Aegypter

ewohnt. Nur die Energie und Weisheit eines Moses vermochte die Hindernisse zu überwinden, die sich ihm in den Weg stellten, als er sein Volk von allem Aberglauben zu reinigen und nach ihren damaligen Bedürfnissen auszubilden versuchte. Seine Gesetzgebung, obgleich Züge ägyptischer Bildung daraus hervorblicken, verkündet deutlich das Bestreben, die Israeliten von den ägyptischen Sitten und Vorurtheilen zu entwöhnen. „Ueberall von den Grundforderungen der sittlichen und sinnlichen Natur des Menschen ausgehend, waren seine Gesetze auf die Eigenthümlichkeit des Volks, auf das Klima und die politische Lage des ihm zum Wohnorte bestimmten Landes berechnet.“ Moses sicherte die Festigkeit des politischen Bandes zwischen den zwölf Stämmen durch gemeinsame Feste und durch ausschließliche Einheit des Gottesdienstes in der Stiftshütte. Das Opfern wurde der Mittelpunkt des israelitischen Gottesdienstes. Zwar wußte Moses daß der Mensch Gott nichts anbieten könne, was nicht schon an und für sich Gottes Eigenthum und Gabe sei, — eine Wahrheit, welche später von den Psalmisten und Propheten deutlich erklärt wurde, — doch wollte er diesen alten Gebrauch, durch welchen das Volk gewohnt war seinen Dank, seine Liebe und Bekehrung gegen Gott auszudrücken, nicht gänzlich abschaffen, sondern schränkte ihn so viel ein, daß es viel beitrug das Volk rein und heilig zu verwahren. Währenddem andere Nationen häufig unzähligen Götzen opferten, und Manche sogar ihre Altäre mit dem Blute unschuldiger Kinder und wehrloser Gefangenen befleckten, bestimmte Moses reine, makellose Thiere und Früchte als Sinnbilder der Hingebung und Reue seines Volkes vor Gott. Die feierlichen Verrichtungen beim Opfern, überhaupt bei den Sühn- und Schuldopfern, wo der Priester die Darbringenden mit dem Blute der geschlachteten Thiere zu besprengen pflegte, trugen viel dazu bei, sie von der Größe ihres Verschuldens zu überzeugen, und ihnen eine Gemüthsstimmung der innigsten Reue einzuflößen.

Jetzt aber, da unser Heiligthum zerstört ist, haben wir die völlige Versicherung von Gott daß das welches mehr als das Fett der Farren und das Blut der Lämmer ist, anstatt der Opfer angenommen wird, und daß der Barmherzige eine bußfertige Seele nicht verachtet. Denn, sagt der Text, „die Opfer die Gott gefallen sind: ein innigst gerührter Geist, ein zerbrochenes und von Reue zerschlagenes Herz, verschmähst du o Gott nicht.“

Daß Bekehrung allein hinlänglich ist die Verzeihung unserer Sünde zu erlangen ist beinahe von allen unseren Propheten erklärt worden, so daß das Rabbinische Wort, „Reue, Gebet und Wohlthat wenden das böse Verhängniß ab,“ von der Heiligen Schrift völlig unterstützt ist. Und in dieser Ueberzeugung, meine lieben Zuhörer, sind wir heute im

Gotteshause versammelt, um den zu suchen, der einzig und allein di Sünde vergeben kann. Von jeher verwarfen wir die Idee, daß unse Gott eine Versöhnung nicht verleihen könne, und daß wir einen A n d e r n suchen müssen, um uns vor den feurigen Pfeilen D e s s e n zu schützen, der da tödtet und wieder lebendig macht, der die Seligmachung in seiner Rechten hält, der allein uns lossprechen kann, damit unsere Seele rein und wonnevoll unter dem Gesang und Halleluja der Engel-Schaaren in das himmlische Reich aufgenommen werde. „Das Gras verdorret, die Blume verwelket, aber das Wort unsers Gottes währt ewiglich." Himmel und Erde rufen es aus: Die göttlichen Beschlüsse sind unveränderlich, unwiederruflich und ewig, und die Kinder des Bundes, welcher mit unsern Vorfahren geschlossen, und auf dem Berge Sinai bekräftigt und versiegelt wurde, sind lebende Beweise der Wahrheit daß Gottes Wort unveränderlich ist. Denn welcher Ursache kann man die wunderbare Fortdauer unserer Nationalität und Religion zuschreiben, als der daß das Wort Gottes ewiglich bleibt? Dies ist der einzige Grund den wir anweisen können für die in der israelitischen Nation vorfallende Abweichung von den Regeln der Geschichte und Erfahrung. Indem mächtige Völker mit großen Reichthümern, deren heldenmäßige Thaten von dem klassischen Dichter gesungen, und von dem Geschichtsschreiber aufgezeichnet wurden, zu Grunde gegangen sind, was hat Israel, die kleinste unter den Nationen, in Stand gesetzt der scharfschneidenden Sichel der Zeit Trotz zu bieten? Wie so ist das jüdische Volk dem Schicksal aller Andern entkommen? Weil der Allgütige seinem eigenthümlichen Volke ausdrücklich versicherte daß es ewig dauern solle. „Darum fürchte dich nicht Israel, denn ich bin bei dir, spricht der Herr, daß ich dir helfe. Denn ich will es mit allen Heiden ein Ende machen, dahin ich dich zerstreut habe, aber mit dir will ich es nicht ein Ende machen." (Jer. 31, 11.) „Denn es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen, und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer." (Jesaia 54, 10.) Darum kann Israel nicht weggerafft, und sein Glauben und Gottesdinst nicht ausgerottet werden. Achtzehn Jahrhunderte sind wir in Ländern herumgewandert, die unsere Herrschaft nicht kannten, währenddem man uns oft verfolgte, selten in Schutz nahm, und vielmals auf die Folter legte, unsere Glieder mit den grausamsten Werkzeugen zu martern, um den Glauben in der Barmherzigkeit und Macht Gottes aus unserm Herzen zu reißen. Dennoch hingen wir fest an unserer Religion und sind der Vernichtung, wie ein Brand aus dem Feuer gerafft, entkommen. Denn der Allmächtige beschützte uns mit ausgebreiteten Flügeln, und half uns im Tage der Noth. Kann denn

unser Herz je aufhören dankbar zu pochen, und unser Geist mit frommen Gedanken über die Güte Gottes nachzusinnen, der uns beim Leben erhalten, über uns gewacht, und uns ein neues Jahr genießen ließ? Wenn nun die Kinder Israels, als sie den fürchterlichen Pfeilen der Verfolgung ausgesetzt waren, nie erlagen, — wenn die schmerzlichsten Proben der Vergangenheit ihre Geistesstärke und Entschlossenheit nicht erschüttern konnten, werden wir, der Ueberrest jenes Volks, nachdem die dunkle Nacht der Tyrannei von dem glänzenden Morgen der Freiheit zerstreut worden, unsern Schöpfer vergessen? Nein, fern sei es von uns! Dies freie und gesegnete Land, wo jeder den Gottesdienst nach seinem Gewissen verrichten darf, wo verhaßte Unterschiede zwischen verschiedenen Secten abgeschafft sind, — wo man nicht fragt wessen Glauben man sei, sondern wo der Werth eines Jeglichen als Mann und Bürger nicht verachtet wird, — dieses herrliche Land beweist daß Israel in der Wohlfahrt und Sicherheit seine Grundsätze nicht verlassen, seinen Gott nicht geleugnet, und die rettende Hand, die ihn durch große Wasser an eine Küste religiöser und bürgerlicher Freiheit führte, nicht vergessen hat. Die Synagogen, welche überall in der Länge und Breite dieses Landes aufblühen, sind Zeugen der Treue und Aufopferung Zion's Kinder, und beweisen ihren Ernst den Glauben unserer Völker aufrecht zu halten.

Die vergangene und gegenwärtige Geschichte unsrer Nation ist ein sicheres Zeichen der herrlichen Zukunft die am Ende auf Israel leuchten wird. Sei diese Zukunft fern oder nahe, ist es dennoch die Pflicht eines jeden Israeliten, für ihre Annäherung zu beten. Denn nur dann, sagt die Heilige Schrift, wird allgemeiner Friede, himmlische Erleuchtung und ewige Glückseligkeit dem Menschengeschlecht verliehen werden. Um die Thürme Jerusalems aber wieder zu erheben, und den heiligen Tempel aufzubauen, müssen wir erst unsere Seele erheben, und fromme Gedanken aufbauen, die Wege Gottes lernen und folgen, und endlich alle jene unbedeutenden Streitpunkte und verschiedenen Unterschiede vergessen, die schon so lange die Secten Israels von einander trennen. Dann werden wir den Zweck unsers Vaters ausführen, daß wir „ein priesterliches Volk, eine heilige Nation sein sollen". Dann wird die Gnade des Allmächtigen für immer auf uns glänzen, und wir werden den Tempel Zions wieder herstellen und die Völker der Erde bekehren, einen Gott, einen König, einen Retter, einen Vater zu verehren. Amen.

Simon Tuska.

Deacidified using the Bookkeeper proce
Neutralizing agent: Magnesium Oxide
Treatment Date: Feb. 2005

PreservationTechnologie

A WORLD LEADER IN PAPER PRESERVATI
111 Thomson Park Drive
Cranberry Township, PA 16066
(724) 779-2111

N. MANCHESTER
INDIANA

LIBRARY OF CONGRESS
0 013 794 388 8